

Herforder Zeitung

für Stadt und Land

Generalanzeiger für den Stadt- und Land-Kreis Herford

Unentgeltliche Beilagen:

Matgeber für Feld und Haus, Humoristische Blätter, Für unsere Kleinen.

Geschäftsstelle: Herford, Rennstr. — Fernsprecher Nr. 83 — Telegr.-Adresse: Zeitung, Herford

Amtlicher Anzeiger für Behörden des Stadt- und Landkreises Herford

Anzeigen werden bis spätestens 11 Uhr erbeten.
Preis der einsp. Kleinzeile f. Stadt u. Kreis Herford,
Deynhauken u. Amt Rehme 12 Pfg., sonst 15 Pfg.

Nr. 22

Herford, Montag, den 27. Januar

1913

Dem Friedenskaiser.

Samstag 27. Januar 1913.

Wir wollen den Kaiser feiern! Möge es uns gelingen, alle politischen Gedanken und Betrachtungsweisen fernzuhalten; denn sie stören eine festliche Geburtstagsfeier. Denken wir uns zurück etwa in die Zeit, da wir als Jünglinge mit glühenden Wangen die Geschichte des großen Kurfürsten oder des alten Fritz lasen. Wie begeistert waren wir für die erstaunlichen Kriegstaten dieser Herrscher! Als man verständiger, älter wurde, las man auch mit Interesse von dem, was jene in Friedenszeiten für ihr Land, für die Förderung von Handel und Wandel, von Kunst und Wissenschaft getan. Ja, man las es nicht nur mit Interesse, sondern auch mit Begeisterung; und das war eine tiefere, gleichmäßigere Begeisterung, als jene erste, lohnende.

Völker brauchen Friedenszeiten, wenn sie gedeihen und sich aufwärts entwickeln sollen. Das Wort Friede bedeutet noch mehr, als nur das Fehlen der Waffen; es bedeutet auch eine innere Harmonie zwischen Menschen, die zusammen wohnen und zusammen arbeiten; ja, es bedeutet letztlich im höchsten Sinn die innere Harmonie zwischen Mensch und Gott. Und das Menschenherz ist so geschaffen, daß es immer diesen Frieden, diesen vollen, umfangreichen Frieden sucht. Darum ist jedes Menschenherz empfänglich für die Botschaft, die nie stirbt in der Welt: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“

Aber wenn man sich jetzt in der Welt umsieht, die von Waffen starrt, so scheint der einstige Engelsgesang vergessen zu sein. Blutige Taten sind in all den Tausenden von Jahren seit Christi Geburt, sind auch im letztverflossenen Jahre geschehen. Will man in der Welt solche Greuelthaten hindern, was soll man tun? — Wir antworten: Das soll man tun, was der deutsche Kaiser tut. Gerade weil er unserem Vaterlande den Frieden und das Gedeihen im Frieden wahren will, sucht er dem deutschen Volke eine achtunggebietende Stellung unter den Völkern zu geben, damit die Böswilligen sich fürchten, den Krieg vom Zaun zu brechen, und die Friedewilligen sich gestärkt fühlen in ihrem Streben. Es ist ein altes Wort voll guter Weisheit: Si vis pacem, para bellum! Wenn Du Frieden willst, mußt Du zum Kriege gerüstet sein! Das ist die Maxime unseres Kaisers. Gerade darum ist er ein Friedenskaiser, und wir feiern ihn mit Dank und Liebe freier, einsichtiger Männer.

Zum Geburtstag des Kaisers.

Heute vollendet unser Kaiser sein 54. Lebensjahr, und mit ganz besonderer Anteilnahme feiert das deutsche Volk in diesem Jahre, in dem wir uns zur festlichen Begehung des fünf- und zwanzigjährigen Regierungsjubiläums unseres Monarchen rufen, den Geburtstag des Kaisers, der uns Deutschen nach alter Sitte als ein Fest des Volkes gilt. Und daß dem so ist, begreifen wir als ein erfreuliches Zeichen eines gelinden, fröhlichen Volksstums, unbeirrt durch die Kämpfe des Tages und die Sorge des Augenblicks, festhält an dem, worin alle guten Deutschen sich fühlen dürfen und eins fühlen sollen.

Wie das deutsche Kaiserthum im heißen Ringen des deutschen Volkes um seine politische Selbständigkeit, um seine Existenz erstanden ist, so hat dieser Kampf zugleich einen unlöslichen, eisernen Ring um Volk und Kaiserthum geschmiedet. Aus diesen gemeinsamen Kämpfen ist das unerschütterliche Vertrauen erwachsen, welches die deutsche Nation in reichem Maße und aus freudigem Herzen dem Hohenzollernhaufe entgegenbringt und welches das feste, unzerbrechbare Band zwischen Volk und Kaiser bildet. Wohl hat es in den nahezu fünf und zwanzig Jahren der Regierungszeit unseres Kaisers nicht an ernsten Kämpfen und Erschütterungen gefehlt, wie sie keiner großen Nation, die in kraftvoller Arbeit vorwärtszuschreiten bemüht ist, erspart bleiben. Aber gerade in diesen Kämpfen hat es sich erwiesen, daß das harmonische Vertrauensverhältnis zwischen dem Kaiser und dem Volke unberührt bleibt vom Streik des Tages, weil es begründet ist und unerschütterlich ruht auf der gemeinsamen Arbeit am Wohle unseres vor einem

Jahrhundert aus der Schmach der Knechtschaft geretteten, vor 42 Jahren geeinten und auch heute noch in den entscheidenden Fragen einigen deutschen Vaterlandes.

Hat doch unser Kaiser gerade in den mannigfachen inneren Kämpfen, die unserem Vaterlande nach der Erringung der äußeren Einheit, nach der Sicherung seiner Existenz beschieden waren, gezeigt, wie sehr er von dem Bewußtsein durchdrungen ist, daß großen Herrscherpflichten noch größere Herrscherpflichten gegenüberstehen. Die Anerkennung seines rastlosen Strebens in der Erfüllung der verantwortungsvollen Pflichten seines hohen Amtes sichert dem Kaiser den Dank und die Verehrung der Bürger des deutschen Reiches.

Als das schönste Ruhmesblatt in dem Kranz des Herrschers aber möchten wir es ansehen, daß sein vornehmstes Streben während der ganzen Zeit seiner Regierung stets darauf gerichtet war, dem deutschen Volke den goldenen Frieden zu erhalten und, soweit es in seinen Kräften stand, auch zur Erhaltung des Weltfriedens beizutragen. Wird doch in wenigen Tagen gerade ein Vierteljahrhundert vergangen sein, seit Kaiser Wilhelm II., der damals noch Prinz Wilhelm war, im Brandenburgischen Landtag die programmatische Erklärung abgab: „Ich weiß wohl, daß im großen Publikum und speziell im Ausland mir leichsinntige, nach Ruhm künftiger Kriegsgedanken zugekehrte werden. Gott bewahre mich vor solchen verbrecherischen Leichtsinne!“

Getreu diesen Worten hat der Kaiser in den fünf und zwanzig Jahren seiner Regierung der deutschen Politik streng friedliche Bahnen gewiesen und diese Friedenspolitik ausweisen sogar im Gegenlaß zu starken Strömungen im deutschen Volke durchzuführen versucht, wie ja auch sein bedingungsloses Festhalten am Dreibund, die Neutralitätstreue, wie das gerade die jüngste Balkankrise gezeigt hat, im Dienste des Weltfriedens stand.

Aber noch eine andere fünf und zwanzigjährige Erinnerung kommt uns an diesem Tage in den Sinn. Am 18. Juni 1888 erlangte der Aufruf Kaiser Wilhelms II.:

„In guten wie in bösen Tagen hat Preußens Volk stets treu zu seinem Könige gestanden. Auf diese Treue, deren Band sich meinen Vätern gegenüber in jeder schweren Zeit und Gefahr als unzerbrechbar bewährt hat, zähle auch ich mit dem Bewußtsein, daß ich sie mit vollem Herzen erwidere als treuer Fürst eines treuen Volkes, beide gleich stark in der Singschuld für das gemeinsame Vaterland!“

In dieser Treue, von der nicht nur das preußische, sondern nicht minder das deutsche Volk erfüllt ist, bringen wir alle dem Kaiser zu seinem Ehrenfest unseren ehrerbietigen, aufrichtigen und herzlichsten Glückwünsche dar, ertönt allüberall der Ruf: Heil, Kaiser, Dir!

Kaiser Wilhelm II. und die Freimaurer.

Es ist bekannt, daß Kaiser Wilhelm II. nicht Freimaurer ist. Aus diesem Grunde wird von gewisser Seite immer wieder Kapital daraus geschlagen und auf die böse „Staatsgefährdung“ Freimaurerei hingewiesen. Glücklichlicherweise ist unser Kaiser darüber anderen Sinnes; das beweisen die huldvollen Beziehungen von Wilhelm II. mit eigenhändiger Unterschrift an eine ganze Reihe von Logen bei Gelegenheit größerer Jubiläen, z. B. an die „Loge zum roten Adler“ in Neuruppin, „Jüdisch in Lauenburg“, „Porte zum Tempel des Lichts“ in Hildesheim, „Friedenland zum Glückseligkeit“ in Magdeburg. Von besonderer Bedeutung ist auch, daß der Kaiser den Prinzen Friedrich Leopold bestimmt hat, das Protokoll über die drei alt-preussischen Großlogen zu übernehmen.

Es hat nie an Berufenen gefehlt, den Kaiser gegen die Logen einzunehmen. Erst vor zwei Jahren brachten Blätter gewisser Richtung in der bekannten Angelegenheit der Berliner Neujahrsgemeinschaft der „Zauberflöte“ mit Behagen die Nachricht, daß das freimaurerische Milieu der Oper auf besonderen kaiserlichen Befehl beseitigt worden sei. Prompt konnten kurz darauf die Worte veröffentlicht werden, die das unerschütterliche Wohlwollen des hohen Herrn der Freimaurerei gegenüber verkündeten. Sie gingen damals durch fast alle Blätter, und sogar der Berliner „Tempo“ gab sie unverfälscht am 28. Jan. 1911 wie folgt wieder: „Kaiserliche. Mon pere et mon grand-pere étaient francs maçons. Als j'avais deux ans, ils m'ont initié.“

Der Kaiser hätte noch weiter zurückgreifen können auf seine Vorfahren; denn die fast lückenlose Reihe derselben, von Friedrich dem Großen an, war Freimaurer. Friedrich Wilhelm II. wurde am 1. Oktober 1772 in die „Loge zu den drei Schüsseln“ in Berlin aufgenommen.

Friedrich Wilhelm III. trat unter sehr romantischen Umständen in den Bund; 14 Tage nach Ostern 1814 wurde er in einer russischen Festung in Paris unter dem Vorhänge des Kaisers Alexander I. von Rußland zum Freimaurer geweiht. Wilhelm I. wurde am 22. Mai 1840 im Hause der großen Landesloge zu Berlin aufgenommen unter dem Vorhänge des Grafen Henckell von Donnersmarck.

Für die Auffassung Wilhelm I. über die Freimaurerei ist die Rede bezeichnend, die gelegentlich eines Besuches der Loge in Solingen, am 16. Juni 1883, von ihm gehalten wurde. Er sagte da u. a.: „Ich habe mit Bedauern bemerkt, daß die Loge schon bei ihrer Begründung manche lieblose Urtheile vom profanen Publikum hat erfahren müssen, und daß sie auch bis zur gegenwärtigen Zeit mit mehrfachen Widerwärtigkeiten und Anfeindungen zu kämpfen hat. Deshalb trete ich bei meiner Ankunft in dieser Stadt absichtlich zuerst und gern in den Bruderkreis, um dadurch vor der Außenwelt zu dokumentieren, welche Liebe und Achtung ich für die Freimaurerei hege. Jedenfalls finden diese an sich sehr bedauerlichen Anfeindungen nur in der völligen Unkenntnis des Zweckes und der Bestimmung der Freimaurerei ihre Erklärung.“

Als demselben Monarchen zu seinem 25-jährigen Maurerjubiläum am 22. Mai 1885 eine Adresse überreicht wurde, dankte er unter anderem wie folgt: „Ich bin mir bewußt, daß ich den Orden nach allen meinen Kräften gegen seine Feinde und Gegner verteidigt habe, weil ich von dem Ernst und der Lauterkeit seiner Zwecke überzeugt bin.“

Kaiser Friedrich III. trat am 5. November 1883 in den Bund ein. Der Tatbestand dieses Monarchen verdammt die Logenwelt außerordentlich viel in Bezug auf wissenschaftliche Klarstellung des Freimaurerwesens. Weithin bekannt ist sein Besuch in der Straßburger Loge, am Erwin-Dom, in den Septembertagen 1886. Er sagte damals: „Es ist für mich ein wahrhaft erhebendes Gefühl, daß ich heute zum ersten Male einer Logenarbeit in den Reichslanden beizuwohne, und ich bekenne daher mit tiefer Bewegung, daß ich diesen Tag zu den schönsten in meinem Maurerleben zähle.“ „Gewissenhaftigkeit und Duldung“ bezeichnete er sodann als die Grundpfeiler der Freimaurerei.

Bald darauf traten die Vorbereitungen der schrecklichen Krankheit auf, die den Dulten im sonnigen Süden Stellung suchen ließ. Als die preussischen Großlogen ihm zum 56. Geburtstag, am 18. Oktober 1887, gratulierten, antwortete er: „Mit dem Danke hierfür verbinde ich den Wunsch, daß die Maurerei ihre wohlthuende Wirksamkeit in immer weitere Kreise tragen möge. Für mich war sie mit einer Quelle, das mir auferlegte Leid in Ergebenheit gegen den Willen Gottes zu tragen.“

Bei dem eminent historischen Sinn unseres Kaisers darf es als ganz selbstverständlich angesehen werden, daß ihm die oben angeführten und allgemein zugänglichen Ausprüche seines Großvaters und Vaters nicht nur bekannt, sondern auch innerlich nahe gekommen sind. Das ausgeprägte Gerechtigkeitsgefühl des Monarchen läßt deshalb eine andere Bestimmung, als die schon oft betätigte freundliche und huldvolle nicht aufkommen. Das bedeutet aber nichts anderes, als eine Würdigung der kulturellen Arbeit der Logen durch den Kaiser.

Die deutsche Freimaurerei ist sich dessen bewußt und feiert alljährlich Kaiser-Geburtstag in besonderer Festform. Von dort erschallt nicht minder kräftig als anderwärts am 27. Januar das bekannte Lied von O. March: „Dem Kaiser Heil!“

Der Staatsstreich in der Türkei.

Die Lage in Konstantinopel.

Der Staatsstreich mit seinen sich ständig überstürzenden Ueberrassungen erhält die Stadt in fortgesetzter ungeheurer Aufregung. Eine Menge von vielen tausend Köpfen füllte insbesondere die Straßen von Stambul, die zur Porte führen, um den neuen Scheich al Islam vorüberziehen zu sehen. An den Mittelpunkten des öffentlichen Verkehrs erschienen wieder bekannte Janakürten, die seit langem verschwunden waren.

Rücktrittsabsichten des Sultans?

Gerüchte von Rücktrittsabsichten des Sultans kursieren in Paris wie in Konstantinopel. Ob der Enver bei befreundete Chronist Jussuf Azad in wirklich in diesem Augenblick den Thron besteigen wird, steht dahin. Man spricht von erregten Szenen im kaiserlichen Palais, wo der Sultan bereits wie ein Gefangener gehalten und behandelt würde. Andererseits wird wieder von einer dem neuen Kabinett nahestehenden Seite berichtet, daß diesem nichts ferner liege, als die geheiligte Person des Kalifen anzulassen und einen Thronwechsel herbeizuführen. Ein sonderbares Spiel des Schicksals ist es, daß nach einer Meldung des „Neuen Wiener Tagblattes“ zwischen dem gegenwärtigen Sultan und seinem Bruder, dem ehemaligen Sultan Abdul Hamid, in der Nacht vor dem Putsch im Palais von Dolma-Bagdsche eine Ausöhnung zustande gekommen ist.

Das neue Kabinett

Setzt sich ganz aus hervorragenden Mitgliedern des jungtürkischen Komitees zusammen. Der Präsident des Staatsrats Prinz Said Halim, der Minister des Innern Hadshi Abdil und der Efsakminister Hauri hatten auch im Ministerium Said Portefeuille. Der Unterrichtsminister Schukri war Generalsekretär im Ministerium des Innern. Der Arbeitsminister Bakaria ist ein wallachischer Senator. In dem Kabinett ist auch ein Christ,

der Postminister Osman, ein Armenier. Um 7 Uhr abends haben die Minister den Eid geleistet. Der Ministerrat beriet darauf auf der Porte über die Frage, ob Krieg oder Frieden, und über die Antwort auf die Note der Mächte.

Ueber die Antwortnote der Jungtürken

hat sich der neue Präsident des Staatsrats Prinz Said Halim folgendermaßen geäußert: „Es ist verfehlt, zu behaupten, daß wir den Krieg um jeden Preis wollen, wir wollen nur nicht den Frieden um jeden Preis, niemals aber um den einer Abtretung Adrianopels. Es wäre Landesverrat, daran überhaupt zu denken. Die Regierung ist friedlich gesinnt, es bestehen jetzt nur Grenzen, über die nicht hinausgegangen werden kann und darf. Die Antwortnote an die Mächte wird beweisen, daß man keine Abenteuerpolitik plant und nur die Ehre der Nation, sowie die Heiligtümer der Religion nicht preisgeben kann.“

Ueber die Haltung der Mächte

wird der „Köln. Ztg.“ aus Berlin gemeldet: Auch ohne, daß eine förmliche Abrede zwischen den Großmächten schon besteht, wird man annehmen können, daß sie sich zunächst gegenüber den Konstantinopeler Ereignissen abwartend verhalten und der neuen Regierung eine gewisse Frist zur Beantwortung ihrer gemeinsamen Note zu geben bereit sind. Die gleiche abwartende Haltung nehmen bis auf weiteres die Regierungen der Balkanstaaten und ihre Londoner Friedensunterhändler ein. Irgendeine Erklärung der Türkei liegt bis zur Stunde nicht vor. Die Meldungen, wonach Rußland ein besonderes Vorgehen in Armenien plane, finden jedenfalls in dem bisherigen Verhalten der russischen Regierung keine Bestätigung. Dafür, daß sich diese Haltung in naher Zukunft ändern sollte, ist ebenfalls bis jetzt ein Beweis nicht zu erbringen. Daß angesichts der jüngsten Vorgänge in Konstantinopel die Einigkeit der Mächte notwendiger ist, als je, wird in den gesamten europäischen Presse betont.

In amtlichen englischen Kreisen herrscht absolute Zuversicht, daß die schwere Krise, die durch die dramatischen Konstantinopeler Vorgänge hervorgerufen wurde, durch einen baldigen Friedensschluß beendet werden wird, wenn auch die Möglichkeit der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten ins Auge gefaßt werden muß. Die Lokalisierung ist aber durch die unerschütterliche Einigkeit der Großmächte verbürgt. Die Botschafter waren Sonnabend vormittag zu einer Beratung zusammengetreten. Daß auch die neue türkische Regierung die Brücke zu einer friedlichen Verständigung nicht abbrechen will, geht daraus hervor, daß die türkischen Friedensdelegierten vorläufig in London belassen werden.

Andererseits lassen es die Großmächte auch nicht an den notwendigen Vorbereitungen fehlen, um für alle Fälle gerüstet zu sein. Die gesamte englische Mittelmeerflotte liegt von Malta abfahrbereit. Das Kriegsschiff „Dartmouth“ ist bereits gestern von dort nach der Suda-Bai abgegangen. Auch liegt nach einer in London eingetroffenen Meldung die vollständig mobilisierte russische Flotte des Schwarzen Meeres Tag und Nacht unter Dampf und erwartet den Befehl, sich an einen noch unbekannten Bestimmungsort zu begeben. In Malta ist der russische Kreuzer „Olea“ eingetroffen. Der französische Marineminister erteilte Instruktionen, daß nötigenfalls zwei weitere Schiffe nach dem Orient entsandt werden sollen.

Der Staatsstreich und die beiden Sultane.

Wien, 25. Jan. Als Beweis dafür, daß der Staatsstreich der Jungtürken vollkommen überaus gekommen sei, veröffentlicht das „Neue Wiener Tagblatt“ eine Depesche aus Konstantinopel, wonach zwischen dem gegenwärtigen Sultan und seinem Bruder, dem ehemaligen Sultan Abdul Hamid, in der Nacht vor dem Putsch im Palais Dolma-Bagdsche eine Ausöhnung stattgefunden habe.

Die neue Regierung für weitere Friedensverhandlungen.

Konstantinopel, 25. Jan. (Wiener Korresp.) In der Umgebung des Ministers des Innern wird berichtet, daß das Kabinett nicht eine Politik der Abenteuer eröffnen und auch nicht die Friedensverhandlungen sofort abbrechen werde. Das Kabinett werde aber den Frieden nur unter ehrenvollen Bedingungen schließen. Es geht das Gerücht, daß das Kabinett den Frieden auf der Grundlage derjenigen Zugeständnisse vorzulegen wird, die bereits von den türkischen Bevollmächtigten in London gemacht worden sind. Auf jeden Fall werde man niemals Adrianopel abtreten.

Die Opfer der neuen Revolte.

Konstantinopel, 25. Jan. Wie erst gestern festgestellt werden konnte, wurden bei der blutigen Szene vor dem Ministerratsaal 9 Personen getötet. Gestern mittag wurden auf der Porte 9 Särge hinausgetragen. Die Opfer sind außer dem Kriegsminister Rasim Pascha, seine beiden

folgt die
recht, aber
Preis sehr
vorwiegend
Es ist aus
zu bekom
Wege erfa
ache in di
zugeben
nach und
Eine ange
der Köfse
die bis je
Während
Gelegenhe
antworten
debate e
dringend
beizutrage
entwickel
men wird.
führungen
war, daß
Zeit aus
für, daß e
strennung
Unlere H
recht sehr
Steuern
Wir müß
kommen,
kleinen E
den. Wir
daß das
Magistrat
mit einem
find. Noch
Steuersatz
1000 *M* h
genommen
Herford d
feuer, was
Fall ist. O
Herford.
zahlen. I
Ausstrud
rung mit
sollten des
besteuert
Einkomme
an, daß 9
wenig die
im vorigen
ein Unan
gesehen
Es müßte
um die H
Steuersatz
Der alte
halle was
was zu tr
prüft wer
rungsanz
Ausgaben
umgeben.
Arbeitert
es nicht m
führen. I
hoch, und
Sonnab
ermogen
des Rath
es muß e
sichaffen
besonder
Mischfrag
hoch. Es
Herzen de
Preis ge
Magistrat
zu bleiben
die Milch
sende von
Mit heim
find aber
frage, fern
alle die
und wenn
Es wird n
und Stad
Glanzeist
zu genieß
Erster
Vertagung
möglich, d
Königl. R
lich der S
tagungsan
auf in die
eine Reih
Es wird d
forderte
lung der
nur 140
350 *M* ei
Sodann ein
Stadts. V
und der d
demokra
machen di
der Sign

Herford
Nach

— Geden
nung in P
ponist. 183
von Preuß
deutscher
ber. Landst

— Za
zeiten nach
großen Anla

Wie zug
immer ist, l
getrigen A
Bozenhard
freundliche
Otto Meure
kräftigen A
vor dem V
lage erlösch
doch etwas
populi, von

verleßt
durch eine
ordnenen.
"Apoll" zu
einen
nieder.
seit dem
wieder
entfalten
und unter-
lage.
tag fand
der Hoch-
Brand.
Frauen
jeht hat
mehrere
den sein.

lung.
(Januar.)
Stadt-
ngsschule
folgen zu
ermeister
in Arbeit-
ig ist, die
verlegen.
rie und
verhöl-
Es ist
nicht ein-
in der
da Unlust
werden
Anführung
Unterricht
r Wider-
beitgeber
Linie in
recht viel
nen.
fällt das
ermeister
hierher
diegt und
bessere
Stadt.
daß die
Herr Dr.
machen,
sondern
der noch
n.
ndfuchs-
Schul-

s Haupt-
Schmidt:
deshalb
bto. Vor-
der Be-
erledigt
Zum
Aus-
aber nur
in beson-
berord-
12, den
bringen.
0.000 M
schäft wer-
Stabi-
n Fonds-
den Be-
agistrats.
für die
können.
rege ist
die vor
die Ber-
bt. Ein
wir mit
herrsch
arbeitet
00 M in
und 28
000 M
Bezüge
schäft-
mer Br-
nen Werte
111.000
find es
reistieren,
den aus
hat die
Aufschüß
Es geht
n wieder
2178 M
in 14.000
M Gehalts
kraft
die der
angeseht
M geklagt
alben ge-
den Stat
einge-
einige
age find,
inderung
Die
Es ist die-
die-
ung ge-
ge-
Bou-
bedeutet,
kommen
den zwei
Damit
Den
stimun-
von Ver-
altungs-
n Schluß
n ab.)
mäh den
den Aus-
der Salz-
0 M find
keinem
Bege ere

folgt als in dem vergangen. Die Leute haben
recht, aber wir müssen uns selbst an die künftige
Bewertung schlagen, denn diese Verhältnisse sind her-
vorgehoben durch das wilde Bösen. (Sehr richtig.)
Es ist augenscheinlich fast unmöglich, Kohlenwerke
zu bekommen. Allmählich muß der Ausbau der
Berge erfolgen, weil das Ausfahren von Kohlen
sich in die grundlosen Wege nur unnötige Geld-
ausgaben verursacht. Es wird sich empfehlen,
nach und nach überall Kleinbahnen anzulegen.
Eine angenehme Ausfertigung bietet der Elai, bei-
der die Kosten für die Kanal- und Kläranlage, für
die bis jetzt rund 920.000 M verausgabt sind.
Während der Beratung des Etats wird sich noch
Gelegenheit bieten, diese und jene Frage zu be-
antworten. — Es wird darauf in die General-
debatte eingetreten. — Stadtd. Nolting ersucht
dringend darum, alle mit an ihrem Teile dazu
beizutragen, daß die städtische Sparkasse sich recht
entwickelt und recht fleißig in Anspruch genom-
men wird. — Stadtd. Schmidt: Aus den Aus-
führungen des Ersten Bürgermeisters erhellen
war, daß dem Magistrat nur ein kleiner
Teil zugeführt ist. Es ist dieses ein Beweis da-
für, daß es dem Magistrat nur mit großer An-
strengung gelungen ist, den Etat zu balancieren.
Unsere Finanzen stehen nicht günstig, und es ist
recht schwer, geworden, diesmal noch ohne neue
Steuern oder Steuererhöhung auszukommen.
Wir müssen unterscheiden, wo die Steuern her-
kommen, und dabei ist festzustellen, daß die
kleinen Einkommen erheblich schon belastet wer-
den. Wir haben schon früher darauf hingewiesen,
daß das nicht richtig ist. Aus dem Bericht des
Magistrats ergibt sich, daß 10.452 Steuerzahler
mit einem Einkommen von 3000 M vorhanden
sind. Noch wichtiger aber ist, daß von den 10.000
Steuerzahlern 5206 nur ein Einkommen bis zu
1000 M haben. Vom wirtschaftlichen Standpunkt
genommen sind das packende Zahlen. Es sind in
Herdorf die Steuern hoch und die Lebensmittel
teuer, was in Bielefeld nicht in dem Maße der
Fall ist, obwohl dort die Löhne höher sind als in
Herdorf. Bis zu 1500 M gibt es 9062 Steuer-
zahlen. Ich halte es für notwendig, hier zum
Ausdruck zu bringen, daß die Arbeiterbevölke-
rung mit Erschwernissen zu kämpfen hat. Es
sollten deshalb die niedrigsten Einkommen nicht
besteuert werden. Der Staat macht ja auch bei
Einkommen von 900 M halt, erkennt also damit
an, daß 900 M zu einem Existenzminimum not-
wendig sind. Der Herr Erste Bürgermeister hat
im vorigen Jahre dieser Forderung gegenüber
ein Unannehmliches ausgesprochen: hoffentlich
gesehen es in diesem Jahre zum letzten Mal.
Es müssen Mittel und Wege gefunden werden,
um die kleinen Existenzen nicht zu belasten. 1043
Steuerzahler haben ein Einkommen von 420 M.
Der alte preussische Grundbesitz ist zwar: Be-
halte was du hast, aber es heißt auch: nimm
was du kriegen kannst. Weiter muß ernstlich ge-
prüft werden die Ursache der geringen Bevölke-
rungszunahme. Wir müssen uns mit unseren
Ausgaben nach den Verhältnissen richten, die uns
umgeben. Die Teuerung belastet die Herforder
Arbeiterklasse ganz besonders. Ich bedaure, daß
es nicht möglich war, Vieh von auswärts einzufüh-
ren. Die Gemüßpreise sind immer noch recht
hoch, und daran hat die Markterhebung auf
Sonntagsabend auch nichts geändert. Dringend muß
erwogen werden, ob die Markthallen mit Beginn
des Karkasseneubaus stehen bleiben können oder
es muß eine anderweitige Beschaffung von Räum-
lichkeiten erfolgen. Eine weitere Frage, die von
besonderer Bedeutung für die Stadt ist, ist die
Müllfrage. Der Preis gegen Bielefeld ist recht
hoch. Es ist deshalb zu bedauern, daß hier im
Herzen der Landeshauptstadt für die Müllschiff ein
Preis gezahlt werden muß. Ich erlaube dem
Magistrat, in der Erledigung der Müllfrage fest
zu bleiben. Mindestens müßte es doch gelingen,
die Müll von auswärts einzuführen. Für tau-
sende von Herforder Einwohnern bedeutet die
Müll kein Wohlstandsmittel. Ebenso wichtig
sind aber auch die Wohnungs- und Badeanstalts-
frage, ferner der Kanalbau. Der Magistrat sollte
alle diese Fragen mit regem Interesse verfolgen,
und wenn möglich, mehr als bisher fördern.
Es wird nunmehr ein Verlagsantrag gestellt,
und Stadtd. Dietrich erklärt: Nach dieser
Ganzleistung ist es mir unmöglich, noch etwas
zu genehmen und verläßt darauf bald die Sitzung.
— Erster Bürgermeister Buße erhebt, den
Verlagsantrag abzulehnen, und wenn eben
möglich, die 1. Lesung noch zu erledigen, da die
Königl. Regierung bis zum 15. Februar in Be-
zug der Steuererhöhung sein will. — Der Ver-
lagsantrag wird abgelehnt. — Es wird dar-
auf in die Spezialberatung eingetreten, die noch
eine Reihe Anträge und Abträge bringt.
— Es wird der für die beiden Polizeikommissionen ge-
forderte Betrag gestrichen, ferner für Unterhal-
tung der Polizeibunde statt der eingestellten 750
nur 140 M bewilligt, desgleichen für die Aus-
bildung von Kriminalbeamten statt 800 M nur
350 M eingestellt. — Stadtd. Schmidt stellt
sodann einen Verlagsantrag, gegen den sich
Stadtd. Werner mit Entschiedenheit wendet,
und der dann abgelehnt wird. Die Sozial-
und demokraten verlassen darauf den Saal und
machen die Sitzung beschlußfähig. — Schluß
der Sitzung 1/2 Uhr.

Hersforder Stadt- und Kreis- Nachrichten und Allgemeines.

Hersford, 27. Januar.

— Gedächtnis: 27. Januar 1910 Große Lebensfeier
in Paris. 1901 gest. G. Bohl, hies. Operntoni-
st. 1859 geb. Wilhelm IL, deutscher Kaiser, König
von Preußen. 1781 geb. Walbert von Camillo, hies.
deutscher Dichter. 1756 geb. Wolfgang Amadeus Mozart,
ber. Tonkünstler.

— Das königliche Lehrerseminar beging
gestern nachmittag den Geburtstag des Kaisers in der
großen Aula des Seminars. Eingeleitet wurde die

Stadttheater.

Wie zugkräftig „Sherlock Holmes“ noch
immer ist, bewies das vollbesetzte Haus, welches am
gestrigen Abend die Detektiv-Komödie von Albert
Freiberg mit einer bewundernswürdigen Präzision
begeistert aufnahm; besonders der Tiefsinn Herr
Otto Meurer-Grobart wurde verschiedentlich mit so
kräftigen Applaus ausgezeichnet, daß er immer wieder
vor dem Vorhang erscheinen mußte. Bei dieser Sach-
lage erübrigt sich eine Kritik, die uns zwingen würde,
daß etwas Wasser in den Wein zu tun. Aber „vox
populi, vox dei“.

Feier durch ein Orchesterpräludium. Danach brachte die
Kapellbande zwei Lieder zu Gehör, denen ein Vortrag
von einer Geigenabteilung mit Orgel- und Klavierbe-
gleitung folgte. Auch die Komposition des Königl.
Musikleiters Roder „Kaiserhymne“ wurde dankbar
aufgenommen. Im Mittelpunkt der Feier stand die
Festrede des Herrn Seminarlehrers Kroll, der über
moderne Philosophie und besonders über
religionsphilosophische Probleme der Gegenwart sprach.
Nach einer Ansprache des Herrn Direktor Leich wurde
dem Seminaristen Gehlring, Herringhausen, und dem
Präparanden Hildebrand je ein Kaiserpreis überreicht.

— Das Friedrichs-Gymnasium hatte seine
Feier auf 11 Uhr angesetzt, sie war, wie in den Vor-
jahren, außerordentlich stark besucht. Nach dem ge-
meinsamen Gesänge: „Lobe den Herren und Schreibe
bezeichnung sang der Chor unter Leitung des Herrn
Oberlehrer Dübber die Worte: Saluum fac regem.
Die Festrede hatte Herr Professor Schotte zu erörtern.
Zum Schluß wurde dann eine größere Komposition
für Chor und Orchester von Wagner: „Das Meer“
gehört. Berstärkt war das Orchester durch Mitglieder
der städtischen Kapelle. Die Geschichte und Bedeutung
des Meeres im Verhältnis der Völker wird hier durch
Chöre und Deklamationen dem Hörer nahe gebracht.
Wir werden bei anderer Gelegenheit Anlag nehmen,
nach einander auf diese Komposition einzugehen.

— Bei der Feier in der Realschule hielt
nach der Schriftverlesung Herr Dr. Jakob die Fest-
ansprache über die Bedeutung der deutschen Dichter
und in der Töchterhalle hatte Fräulein Opitz die Fest-
rede übernommen. Gesang und Deklamation bildeten
auch hier den übrigen Teil des Programms.

— In sämtlichen Bürgerhäusern der Stadt
wurde heute morgen Kaisergeburtstag durch Schüsse
festlich begangen. Durch Deklamationen, Ansprachen
und Lieder wurde auf die Bedeutung des Tages hin-
gewiesen und feierlich stimmte Jung und Alt ein in
das Kaiserhoch. In der gewerblichen Fortbildungs-
schule hat Herr Töchterhüllelehrer Schmalhorst die
Festrede übernommen.

— Die Handelskammeranstalt des Kaufm.
Vereins beging gestern Kaiser's Geburtstag durch
Festkommers. Vorher wurde gelungen. Vorträge ge-
halten und Herr Dr. Göhrich hielt eine packende An-
sprache, die mit Kaiserhoch schloß.

— In der Fortbildungsschule II wohnte
am letzten Sonntage Herr Fortbildungsschuldirektor
Meller-Bielefeld dem Unterricht in den einzelnen Klassen
bei. Bei der sich anschließenden Kaiser-Geburtstags-
feier legte der Revisor den Schülern klar, wie unter
Kaiser durch Umgestaltung der Fortbildungsschulen
für die Bildung und das Wohlergehen der Arbeiter
sorge. In der nachfolgenden Besprechung der Revision
im Hotel Göhrichs brachte er den Lehrern seine volle
Befriedigung und Anerkennung aus.

— Der Verein ehemaliger Jäger und
Schützen verband gestern mit seiner Jahresversamm-
lung einen Festkommers im Kaiserhof. Nach dem Jahres-
bericht zählte der Verein, nachdem gestern noch 4 neue
ausgenommen waren, über 50 Mitglieder. Die aus-
scheidenden Vorstandsmitglieder wurden einstimmig
wiederwählt und anstelle des von hier verzogenen
Schriftführers Gehring Kamerad Kösting neugewählt.
Das nächste Schießen findet am 9. März in Schö-
mar statt. Beschlossen wurde, der Sterbende des
Verbandes der Jäger und Schützen für Rheinland
und Westfalen beizusetzen; die Kosten bezahlt die
Kasse. Bei dem Kommerz hielt Herr Dr. Göhrich die
Festansprache über 1813—1913. Nach manchen Horrida
wurde während des Abends ausgebracht.

— Der Verein ehemaliger Krieger- und
Landwehrlente in Herford und Umgegend hatte
gestern bei seiner Geburtstagsfeier im Vereinsbanke
einen so starken Besuch, daß die beiden Säle kaum
ausreichten. In seiner Begrüßungsansprache hieß der
Vorsitzende, Herr Kolon Vedmann-Bidum, alle Teil-
nehmer herzlich willkommen. Nach Schriftverlesung
und Gebet durch Herrn Pastor Willmanns ergriß
Herr Oberst und Bezirkskommandeur von Borties
Detmold das Wort zu einer zwar kurzen aber feierlichen
Ansprache, hinweisend auf die Verdienste des Hei-
zollernhauses um unser Vaterland. Dem Friedensläufer
und Geburtstagskinder galt sein dreimaliges Hurra! Ein
Festspiel: aus eigener Zeit führte uns hinein in Preu-
sens größte Zeit, in das Jahr 1813. Die Darbietungen
des Männergesangsvereins unter Leitung des Herrn
Hollenderbäume und des Posaunenvereins der Münster-
gemeinde unter ihrem Dirigenten Herrn Schachtel
verschönten die Feier. Das Schlusswort sprach Herr
Pastor Niedner.

— Der Krieger- und Kameradschaftliche
Verein hatte seine Mitglieder zur Kaisergeburtstags-
feier nach dem Schützenhofe eingeladen. Trotz der
am Tage vorher geweinen 1. Lesung war auch reißend
wiederum der große Saal bis auf den letzten Platz
besetzt. Die Musik stellte die städtische Kapelle. Nach
dem Prolog, gesprochen von Fräulein Hoppe, hielt der
Hauptmann der Reservist-Kompagnie, Herr Straß-
analtstlehrer Bülcher, die Festansprache, in der er
nachwies, wie der Kaiser das bei seinem Regierungs-
antritt seinem Volke gegebene Programm während
seiner 37jährigen Regierungzeit voll und ganz er-
füllt hat. An diese Ansprache schloß sich dann die
Vorführung einer Reihe lebender Bilder aus Preußens
größter Zeit und ein Einakter: Schach das Schwert.
Der Festball hielt die Feiern noch manche Stunde
besammen.

— Der Verein reisender Schausteller,
Handelstele und Berufsinteressenten feierte
am Sonntagsabend bei Liedt, Vinnenhof sein 18.
Stiftungsfest, verbunden mit Kaiser-Geburtstagsfeier.
Nachdem die Fahn von Herrn Warcke abgeholt,
ging es mit klingendem Spiel durch die Straßen zum
Festort. Die Feier verlief in vergnüglicher Weise.
Herr Krammer brachte ein begeistertes aufgenommenes
Kaiserhoch aus.

— Der landwirtschaftl. Lokalverein ver-
anstaltete auch in diesem Jahre ein Kaiser-Ge-
burtstagsessen im Ev. Vereinssaal, dem sich viele
Landwirtsch. Bürger angeschlossen. Küche und Keller
des Herrn Lohse sorgten dafür, daß bald die fröh-
lichste Stimmung herrschte. Die Festrede hielt Herr
Kantor Goldbeck.

— Die Orchestergesellschaft Herford des Verbandes
der unteren Post- und Telegraphen-Beamten feierte
gestern nachmittag in Brinkmanns Restaurant. Herr
Dersoyhoffener Leiter brachte das Krüchloch. Humo-
ristische Vorträge, Couplets und Ball waren auch hier
der Inhalt des Programms.

— Der Artillerie-Verein hatte seine Mitglie-
der mit ihren Angehörigen und sonstigen Freunde
und Gönner des Vereins zur Kaisers Geburt-
stagsfeier in Brinkmanns Restaurant eingeladen.
Der festlich geschmückte Raum war bald bis auf
den letzten Platz besetzt. Die Festansprache hatte
der Vorsitzende Herr Professor Dr. Schulz über-
nommen. Redner führte die Festveranstaltung
zu den Trümmern des heiligen römischen Reiches
deutscher Nation, zeigte den Zusammenbruch
Preußens in der Schlacht bei Jena und Auerstedt
und dann Preußens Wiedergeburt durch die Um-
gestaltung des Staatswesens durch Stein, Hebung
des nationalen Bewußtseins durch die Freiheits-
dichter und Reorganisation des Heeres. Das
waren die Grundlagen, auf denen ein Bismarck
das stolze deutsche Reich aufrichten konnte. Wir
freuen uns dieser Errungenschaft. Doch seit
Deutschland die Bahnen der Weltpolitik betreten
und auf wirtschaftlichem Gebiet die Führung über-
nommen hat, sind die Reibungsflächen vermehrt
und der Reiz anderer Völker ist gewachsen. Bei-
der sind mit dem Wachsen nach außen auch die
inneren Gegensätze größer geworden und erfüllen
manchen Patrioten mit banger Sorge. Doch ist
es den Hohenrollern, vor allen unsern geliebten
Kaiser gelungen, das Staatsgefüge durch alle
Krisen glänzend hindurch zu führen. Was er bei
seiner Thronbesteigung gesprochen, als Mann hat
er es gehalten. Das folgende Hoch brachte die
helle Begeisterung durch die Festrede zum Aus-
druck. Umrahmt war der Vortrag durch musi-
kalische Darbietungen der Artillerie-Kapelle,
Kouplets und Aufführungen.

— Der Verein ehemaliger 15er verband mit
der Kaisers Geburtstagsfeier sein Gründungs-
fest. Der Saal des Schützenhofes reichte kaum aus,
die ehemaligen Regimentskameraden mit ihren
Angehörigen zu fassen. Auch das Regiment hatte
eine Abordnung Offiziere und Unteroffiziere zur
Teilnahme nach hier entsandt. Die Musik wurde
ausgeführt von der Regimentskapelle. Der Vor-
sitzende, Herr Dr. Brüder, brachte in seiner Be-
grüßungsansprache seine Freude darüber aus, daß
der Verein in so kurzer Zeit bis auf 400 gewachsen
sei, von denen die Hälfte bis dahin seinem mili-
tärlichen Verein angehört hätten und das allein
schon dokumentiere die Berechtigung der Grün-
dung dieses Vereins; dem er ein ferneres Wach-
sen, Blühen und Gedeihen wünschte! Nach dem
Prolog, gesprochen von Fräulein Korb, hielt Herr
Landrat von Borties, der sich auch mit Stolz ein
15er nennt, die Festrede. Das war eine Rede,
von Heimaliebe durchdringt, getragen von heller
Begeisterung für das Regiment, für König und
Vaterland. Dem jungen aufstrebenden Verein
aber wünschte er, daß die alten Tugenden des
ruhmvollen Regiments, der Geist echter Kamerad-
schaft, Kameradschaft und Kameradschaft, ge-
pflegt werden möchten, damit er würde ein wür-
diges Glied in der großen Kette des deutschen
Kriegerbundes. Sein Hoch galt dem Kaiser, der
als echter Hohenrollen, nimmer müde, für das
Wohl des Reiches arbeite, und zu dem das Volk
in Liebe und Vertrauen aufblicken könne. Das
Hoch löste die Spannung der Festversammlung,
und gar manchem alten 15er wird diese Rede
eine angenehme Erinnerung bleiben, in der Ge-
schichte des Vereins aber wird sie nicht nur räum-
lich an erster Stelle stehen. Einer der Herren
Offiziere überbrachte dann Gruß und Dank des
Regiments, das sich freue, wenn in solchem Verein
der Geist des alten, stolzen Regiments auch über
die Dienstzeit hinaus gepflegt werde. Es folgten
dann lebende Bilder: Kameraden — Kameraden-
freud, das gewachte Kameraden an die
Soldatenzeit mahnerufen habe. Das Kouplett:
Musterier Aug. Schulze von der 4. Kompagnie
löste dann allgemeine Heiterkeit aus, die auch
während des Festalles — getanzt wurde in bei-
den Sälen — ungetrübt anhielt.

— Sport. Gestern fand am Abend
ein Fußball-Wettbewerb zwischen der 1. Mann-
schaft des „Mindener Sportklub“ und der 1. Mann-
schaft des hiesigen F.C. „Union“ statt. Es siegte
der hiesige F.C. „Union“ mit 7 : 1.

— Der Postkammerbeamten-Verein „Einig-
keit“ feiert den Geburtstag des obersten Landes-
herrn heute nachmittag in Brinkmanns Restaurant.
Dem beehrten Verein wird es gewiss an Teilneh-
mern nicht fehlen, zumal das Programm beson-
ders abwechslungsreich Stunden verspricht.

— Bei Brinkmanns findet morgen zur Nach-
feier von Kaisers Geburtstag großes patriotisches
Konzert mit darauf folgendem Festball statt. Siehe
Anzeige.

— Aus dem Theaterbüro: Am Dienstag,
den 28. Januar, findet eine einmalige Aufführung
eines der beliebtesten Schauspiele von Sudermann:
„Das Glück im Winter“ statt. — Am Mitt-
woch, den 29. Januar, geht zum letzten Male das
„Antiochische“ über die Bretter und zwar zu
kleinen Preisen. — Wenn sich der Besuch des The-
aters nicht bessert, macht die Direktion die Mit-
teilung, daß sie mit dem 1. Februar Herford den
Theater zu verlassen, denn sonst tritt der gewiß selte-
ne und traurige Fall ein, daß eine Stadt in der Größe
Herfords mitten im Winter ohne Theater dasteht!

— Dem Straßanaltstauscher Dietrich
wurde das „Allgemeine Ehrenzeichen“ verliehen.
Mehr als 25 Jahre steht H. Dietrich im Dienst
der Anstalt und erfreut sich allgemeiner Beliebtheit.
Heute feiern die Beamten der Anstalt in Liedt's
Neue Welt.

— Das allgemeine Ehrenzeichen in Silber
wurde anlässlich des 50-jährigen Jubiläums
der Firma Hermann D. Hoff, Brauereimeis-
ter, hier dem bei der Firma beschäftigten Keller-
meister Caspar Gößling, Brauereimeister
Friedrich Stort und Lagermeister Wilhelm
Föste verliehen. Die Auszeichnung wurde dem seit
37 bzw. 30 Jahren in der Firma angestellten von
Herrn Gewerkeinspektor Jacobi heute morgen um 11
Uhr in Gegenwart der Herren Chef und des ge-
samten Personals feierlich überreicht.

— Stadtheater Bielefeld. Es ist der Direktion gelun-
gen, die ausgezeichnete Künstlerin Fräulein Rotmann
für ein zweimähtiges Gastspiel zu gewinnen. Fräulein
Rotmann ist eine der bemerkenswertesten Bühnenpersön-
lichkeiten der Gegenwart. Sie findet überall, wo sie gastiert,
enthusiastische Aufnahme. Ihrer großartigen Darbie-
tung kann niemand widerstehen. Die Künstlerin gastiert
heute und am Dienstag als Robertine und in der
roten Robe.

— Auf die Romanbeilage, die der heutigen

Nummer beigelegt ist, möchten wir unsere Leser ganz
besonders aufmerksam machen. Sie bringt den Schluß
des überall gern gelesenen Romans „Rohet ins Glück“
und den Anfang eines Original-Romans aus der
jüngsten Gegenwart „Der Totentanz der Titanic“.
Dieser ist äußerst spannend geschrieben und wird ge-
wisshenweise Zeitung viele neue Freunde zuführen.

— Dem Fürstlichen Hofmarschallamt zu Detmold ist
die Erlaubnis erteilt worden, Bote der vom Hofmarschall-
amt zur Wiederherstellung des Fürstlichen Hoftheaters zu
Detmold, mit Genehmigung der Fürstlich-Bischöflichen Re-
gierung im Fürstentum in zwei Serien zu veranstaltenden
Gelbserie auch in diesseitigen Staatsgebieten, und zwar
in den Provinzen Hannover, Sachsen und Brandenburg
mit Berlin, zu betreiben. In jeder Serie sollen 125.000
Bote zum Preise von je 3 Mark ausgegeben und 3.702
Bargewinne im Betrage von 125.000 M ausgepielt wer-
den. Die Ziehung der ersten Reihe der Lotterie findet am
16. September 1913 statt.

— Münster-Bielefeld. In jüngster Zeit sind die
Städte Münster und Bielefeld unter Hinzugabe der
Handelstammern von Münster und Bielefeld wiederum
zusammengetreten, um das Projekt einer Vollbahn von
Münster nach Bielefeld von neuem zu fördern. Für dieses
Vorhaben waren verschiedene Umstände besonders günstig.
So die Herstellung der neuen Bahn von Dortmund nach
Münster, als deren natürliche Fortsetzung sich die Voll-
bahn Münster-Bielefeld mit ihren Anschlußbahnen nach
Lage, Hameln, Altenbeken und Paderborn darstellen
würde. Durch die Ausfertigung des in Frage stehenden
Projektes würde also die Strecke Bielefeld-Hamm-
Dortmund erheblich entlastet und auch eine günstigere
Güterbeförderung nach dem Nordwesten Deutschlands,
namentlich nach Holland und dem Niederrhein, geschaffen
werden. Ferner wird in Münster ein Mittelbahnhof für
den Internationalen Güterverkehr errichtet, für den die
notigen Abfuhrstellen geschaffen werden müssen. Solche
Abfuhrstellen werden die Bahnstrecken Münster-Dort-
mund und Münster-Bielefeld darstellen. Endlich werden
die bestehenden Schwierigkeiten für die Einmündung der
projektierten Strecke auf dem Bahnhof in Bielefeld jetzt
insofern beseitigt werden, als der erforderliche Raum
durch Verlegung des Stützpunktverkehrs nach dem Ostbah-
nhof geschaffen werden soll. (Die Güterabfertigung ver-
bleibt auf dem Hauptbahnhof). Es ist unter den gehei-
berten Verhältnissen zu hoffen, daß die Verwirklichung
des wirtschaftlich und bahntechnisch unbedingt erforder-
lichen Bahnbaues Münster-Bielefeld nicht mehr lange
auf sich warten lassen wird. Eine Besprechung der Bür-
germeister von Münster und Bielefeld mit dem Minister
der öffentlichen Arbeiten ist bereits in Aussicht genom-
men und von den beteiligten Handelstammern sind ein-
gehende statistische Erhebungen über den für die er-
wünschte Bahnlinie in Betracht kommenden Güterverkehr
in die Wege geleitet.

— Hildesheim, 26. Jan. Gestaltstation.
Am Freitag, den 24. d. Mts. trafen auf der hiesigen
Gestaltstation beim Gastwirt Wortmann die
Heugste vom Königl. Westf. Landgestüt in Warendorf
zur diesjährigen Beschälperiode ein. 1. „Gehron“,
heller Fuchs, Westfale, von „Herrfater“ abkommend,
2. „Ketter“, Fuchs Hannoveraner, von „Kettheim“
abkommend, 3. „Amorant“, Dunkelstimmiger Hannover-
aner, von „Amorant“. Sämtliche Tiere gehören der
Edelgattung an.

Rus den Nachbargebieten.

Dortmund, 26. Jan. In der gestrigen Sitzung des
Schwurgerichts wurde nach zweitägiger Verhandlung
gegen den Knabenmörder von Lina, Clemens Lude, der
bekanntlich am 17. Februar v. J. den 7-jährigen Knaben
Willy Omasch im Walde bei Lina tötete, das Urteil
gefällt, nachdem noch einige weitere Zeugen, die
auf Antrag des Verteidigers geladen worden waren, die
Schockurteile und Gutachten gehört worden
waren. Außerdem hatte noch ein Dolmetscher stattgefun-
den. Der Angeklagte wurde der vorläufigen Züchtung
des Knaben Willy Omasch schuldig gesprochen. Der Staats-
anwalt, der in seinem Plädoyer ausgeführt hatte, daß
von einer Unzurechnungsfähigkeit bei dem Mörder keine
Rede sein könne, beantragte lebenslängliche Zuchthaus-
strafe und dauernden Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte.
Das Urteil lautete wegen qualifizierten Totschlags auf
14 Jahre Zuchthaus und wegen Widerstands auf drei
Monate Gefängnis. Sämtliche Strafen wurden zu einer
Gesamtstrafe von 14 Jahren und einem Monat Zuchthaus
zusammengesetzt. Außerdem erkannte das Gericht auf
Abtrennung der bürgerlichen Ehrenrechte auf die Dauer
von 10 Jahren. Reun Monate wurden also durch die
Untersuchungshaft als verbüßt erachtet.

Hildesheim, 26. Jan. Ueberraschen wurde gestern
nachmittag von einem Mischgänger der sechs Jahre al-
te Sohn des Paders Josef Rappenberg. Ein Rad des Ma-
gens ging dem unglücklichen Jungen über den Kopf, wo-
durch er so schwere Verletzungen erlitt, daß er auf des
Stelle starb. Es ist noch nicht festgestellt, won die Schuld
an diesem Unglück trifft.

Vereins- und Vergnügungs-Kalender.

— Stadt-Theater. Dienstag: Das Glück im
Winter. Mittwoch: Antiochische.
— Restaurant Brinkmann. Dienstag: Großes
patriotisches Konzert mit aufsch. Festball.
— Königlich-Kuchhaus, Bad Deynhaußen:
Nachmittags und abends Konzerte.

Für Stotternde. Wie aus dem Ansat in der vor-
liegenden Anzeige ersichtlich, ist Herr Direktor Barndt
der langjährige Leiter der internationalen Sprachheil-Anstalt in
Hannover am 1. Februar im Hotel Stadt Bremen Markgrä-
denstraße anwesend. Der Besuch dieser Sprachschulen ist dringend
zu empfehlen, da sich das Barndtsche Verfahren glänzend
bewährt hat. Auch in hiesiger Gegend haben sich nachweislich
schon viele durch diese Methode selbst vom Stottern befreit.
Veräume keiner die günstige Gelegenheit, die Methode ist sehr
billig und wirklich gut.

Mädchen u. Frauen, auch Kindern,
mit dünnen, schwachem Haar, zu-
mal wenn Kopfschuppen, Juckreiz u.

Rheuma-

Haar-
ausfall

sich einstellt, sei folgendes bewährte
u. billige Rezept zur Besei-
tigung des Haarausfalls: Nimm
1 maliges Maßchen des Haars
mit Zucker's fampinierem
Kräuter-Shampoo (Pat.
20 Bg.) danchen regelmäßig, fröh-
liches Einreiben d. Haarbogens mit
Zucker's Original-Kräuter-
Haarwasser (Pat. 1.25) und
Zucker's Spezial-Kräuter-
Haarnährstoff (Dose 60 Pf.).
Großartige Wirkung, von Tausen-
den bestätigt. Schick bei Carl
Meves, Adler-Propaganda, Her-
ford 6.

Tanzschule.

Privat-Unterricht zu jeder
Zeit in einem Ballsaale.
J. Römken u. Frau
Berford, Unter den Linden 3.
Fernsprecher 672.

Restaurant Brinkmann.
Dienstag, d. 28. Januar, abends 8 1/2 Uhr
 Zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät
Grosses patriotisches Konzert
 (II. Abonnements-Konzert)
 der gesamten städtischen Kapelle.
 Nach dem Konzert:
Festball.
 Entrée 40 Pfg. Dutzendkarten mit 10 Pfg. Aufschlag
 gültig. Dutzendkarten 2 Mk. 477

Stadtparaffine zu Herford

Die der Nr. 20 der „Herforder Zeitung“ als Beilage beigelegte „Satzung für die Stadtparaffine zu Herford“ vom 6. Februar 1912 wird zur öffentlichen Kenntnis gebracht und tritt
am 1. Februar 1913
 in Kraft, an welchem Tage auch die Eröffnung der Stadtparaffine erfolgt. — Der Vorstand besteht aus:
 1. dem 1. Beigeordneten **Julius Brand**, Vorsitzender,
 2. dem 2. „ **Santitätsrat Dr. Lange**, Stellvertreter,
 3. dem Stadtratsmitglied **Waldemar Detering**,
 4. dem **Rechtsanwalt August Reifhauer**,
 5. dem **Rechtsanwalt Julius Koch** und
 6. dem **Stadtparaffinen-Verwalter H. H. H. H.**

Als Beamte der Stadtparaffine (§ 10 der Satzung) sind angeordnet und als solche vereidigt:
 1. **Rechtsanwalt Julius Koch** und
 2. **Gegenbuchführer Strunk**.

Das Geschäfts-Fokal der Stadtparaffine befindet sich am **Wilhelmshafenplatz** (Hammereigebäude — befunderer Hauseingang links) und ist für das Publikum geöffnet:
Vormittags von 8 1/2 bis 12 1/2 Uhr
Nachmittags von 3 bis 5 Uhr
 Sonntags nachmittags sowie an Sonn- und Feiertagen bleibt die Stadtparaffine geschlossen.

Die Sparerlöse werden mit **3 1/2 Prozent** vom Tage nach der Einzahlung ab verzinst;
 wobei auf § 16 Abs. 3 der Satzung noch besonders verwiesen wird.

Der **Scheid-, Depositen- u. Kontoforrentverkehr** wird von der Stadtparaffine besonders gepflegt; nähere Auskunft und Bedingungen werden von den Sparparaffinen-Beamten bereitwillig erteilt.

Der Herr Regierungs-Präsident hat die Sparparaffine zur **Anlegung von Wundelgeldern** für geeignet erklärt.
 Herford, den 22. Januar 1913. 398

Der Magistrat.

Zahn-Atelier
Amanda Gösser
Herford, nur Gehrenberg 3.
 Künstl. Zähne und Gebisse in feinsten Ausführung
 Kronen- und Brücken-Arbeiten! Plomben aller Art!
 Reinigen der Zähne! 267
 Schmerzloses Zahnziehen in fast allen Fällen anwendbar.

Handelsregister des Königl. Amtsgerichts zu Herford.
 In das Handelsregister, Abteilung A, ist am 23. Januar 1913 bei der Einzel-Firma **Peter Niestrath in Schweicheln** (Nr. 500 des Registers) eingetragen worden, daß die Mitbeteiligten **Heinrich Niestrath** und **Frei Niestrath**, beide zu Schweicheln, in das Geschäft als persönlich haftende Gesellschafter eingetreten sind und daß der bisherige Inhaber, **Peter Niestrath** zu Schweicheln, ausgeschieden ist. Die nunmehr entstandene offene Handelsgesellschaft hat unter unveränderter Firma am 7. Januar 1913 begonnen.

Konkursverfahren.
 In dem Konkursverfahren über das Vermögen des **Kaufmanns Karl Arnold Guth in Herford** ist zur Prüfung der nachträglich angemeldeten Forderungen Termin auf
den 4. Februar 1913, vormittags 10 Uhr
 vor dem Königl. Amtsgerichte hier selbst, Zimmer Nr. 16, anberaumt.
 Herford, den 20. Januar 1913. 465
Königliches Amtsgericht.

Bekanntmachung.
 In das Güterrechtsregister ist heute bezüglich der **Eheleute Landwirt Gustav Silwallerbauer zu Herford**, Altkämmerer, eingetragen worden, daß das Recht der Frau, innerhalb ihres häuslichen Wirkungsbereiches, die Geschäfte ihres Mannes für ihn zu besorgen und zu vertreten, ausgeschlossen ist.
 Herford, den 17. Januar 1913.
Königliches Amtsgericht.

Canada.
 Jetzt beste Gelegenheit für gütige Anlagen in Sandsteinen, Granitsteinen, Marmor, **Gustav Feldt** aus **Münster**, 3. B. vom. Schriftliche Anfragen sind zu richten unt. Nr. 357 an die Geschäftsst. d. Herforder Zeitung.

Schneider und Näherinnen
 auf bessere Hüften- und baumwollene Jacken (1-2-3-4-5-6-7-8-9-10-11-12-13-14-15-16-17-18-19-20-21-22-23-24-25-26-27-28-29-30-31-32-33-34-35-36-37-38-39-40-41-42-43-44-45-46-47-48-49-50-51-52-53-54-55-56-57-58-59-60-61-62-63-64-65-66-67-68-69-70-71-72-73-74-75-76-77-78-79-80-81-82-83-84-85-86-87-88-89-90-91-92-93-94-95-96-97-98-99-100-101-102-103-104-105-106-107-108-109-110-111-112-113-114-115-116-117-118-119-120-121-122-123-124-125-126-127-128-129-130-131-132-133-134-135-136-137-138-139-140-141-142-143-144-145-146-147-148-149-150-151-152-153-154-155-156-157-158-159-160-161-162-163-164-165-166-167-168-169-170-171-172-173-174-175-176-177-178-179-180-181-182-183-184-185-186-187-188-189-190-191-192-193-194-195-196-197-198-199-200-201-202-203-204-205-206-207-208-209-210-211-212-213-214-215-216-217-218-219-220-221-222-223-224-225-226-227-228-229-230-231-232-233-234-235-236-237-238-239-240-241-242-243-244-245-246-247-248-249-250-251-252-253-254-255-256-257-258-259-260-261-262-263-264-265-266-267-268-269-270-271-272-273-274-275-276-277-278-279-280-281-282-283-284-285-286-287-288-289-290-291-292-293-294-295-296-297-298-299-300-301-302-303-304-305-306-307-308-309-310-311-312-313-314-315-316-317-318-319-320-321-322-323-324-325-326-327-328-329-330-331-332-333-334-335-336-337-338-339-340-341-342-343-344-345-346-347-348-349-350-351-352-353-354-355-356-357-358-359-360-361-362-363-364-365-366-367-368-369-370-371-372-373-374-375-376-377-378-379-380-381-382-383-384-385-386-387-388-389-390-391-392-393-394-395-396-397-398-399-400-401-402-403-404-405-406-407-408-409-410-411-412-413-414-415-416-417-418-419-420-421-422-423-424-425-426-427-428-429-430-431-432-433-434-435-436-437-438-439-440-441-442-443-444-445-446-447-448-449-450-451-452-453-454-455-456-457-458-459-460-461-462-463-464-465-466-467-468-469-470-471-472-473-474-475-476-477-478-479-480-481-482-483-484-485-486-487-488-489-490-491-492-493-494-495-496-497-498-499-500-501-502-503-504-505-506-507-508-509-510-511-512-513-514-515-516-517-518-519-520-521-522-523-524-525-526-527-528-529-530-531-532-533-534-535-536-537-538-539-540-541-542-543-544-545-546-547-548-549-550-551-552-553-554-555-556-557-558-559-560-561-562-563-564-565-566-567-568-569-570-571-572-573-574-575-576-577-578-579-580-581-582-583-584-585-586-587-588-589-590-591-592-593-594-595-596-597-598-599-600-601-602-603-604-605-606-607-608-609-610-611-612-613-614-615-616-617-618-619-620-621-622-623-624-625-626-627-628-629-630-631-632-633-634-635-636-637-638-639-640-641-642-643-644-645-646-647-648-649-650-651-652-653-654-655-656-657-658-659-660-661-662-663-664-665-666-667-668-669-670-671-672-673-674-675-676-677-678-679-680-681-682-683-684-685-686-687-688-689-690-691-692-693-694-695-696-697-698-699-700-701-702-703-704-705-706-707-708-709-710-711-712-713-714-715-716-717-718-719-720-721-722-723-724-725-726-727-728-729-730-731-732-733-734-735-736-737-738-739-740-741-742-743-744-745-746-747-748-749-750-751-752-753-754-755-756-757-758-759-760-761-762-763-764-765-766-767-768-769-770-771-772-773-774-775-776-777-778-779-780-781-782-783-784-785-786-787-788-789-790-791-792-793-794-795-796-797-798-799-800-801-802-803-804-805-806-807-808-809-810-811-812-813-814-815-816-817-818-819-820-821-822-823-824-825-826-827-828-829-830-831-832-833-834-835-836-837-838-839-840-841-842-843-844-845-846-847-848-849-850-851-852-853-854-855-856-857-858-859-860-861-862-863-864-865-866-867-868-869-870-871-872-873-874-875-876-877-878-879-880-881-882-883-884-885-886-887-888-889-890-891-892-893-894-895-896-897-898-899-900-901-902-903-904-905-906-907-908-909-910-911-912-913-914-915-916-917-918-919-920-921-922-923-924-925-926-927-928-929-930-931-932-933-934-935-936-937-938-939-940-941-942-943-944-945-946-947-948-949-950-951-952-953-954-955-956-957-958-959-960-961-962-963-964-965-966-967-968-969-970-971-972-973-974-975-976-977-978-979-980-981-982-983-984-985-986-987-988-989-990-991-992-993-994-995-996-997-998-999-1000-1001-1002-1003-1004-1005-1006-1007-1008-1009-1010-1011-1012-1013-1014-1015-1016-1017-1018-1019-1020-1021-1022-1023-1024-1025-1026-1027-1028-1029-1030-1031-1032-1033-1034-1035-1036-1037-1038-1039-1040-1041-1042-1043-1044-1045-1046-1047-1048-1049-1050-1051-1052-1053-1054-1055-1056-1057-1058-1059-1060-1061-1062-1063-1064-1065-1066-1067-1068-1069-1070-1071-1072-1073-1074-1075-1076-1077-1078-1079-1080-1081-1082-1083-1084-1085-1086-1087-1088-1089-1090-1091-1092-1093-1094-1095-1096-1097-1098-1099-1100-1101-1102-1103-1104-1105-1106-1107-1108-1109-1110-1111-1112-1113-1114-1115-1116-1117-1118-1119-1120-1121-1122-1123-1124-1125-1126-1127-1128-1129-1130-1131-1132-1133-1134-1135-1136-1137-1138-1139-1140-1141-1142-1143-1144-1145-1146-1147-1148-1149-1150-1151-1152-1153-1154-1155-1156-1157-1158-1159-1160-1161-1162-1163-1164-1165-1166-1167-1168-1169-1170-1171-1172-1173-1174-1175-1176-1177-1178-1179-1180-1181-1182-1183-1184-1185-1186-1187-1188-1189-1190-1191-1192-1193-1194-1195-1196-1197-1198-1199-1200-1201-1202-1203-1204-1205-1206-1207-1208-1209-1210-1211-1212-1213-1214-1215-1216-1217-1218-1219-1220-1221-1222-1223-1224-1225-1226-1227-1228-1229-1230-1231-1232-1233-1234-1235-1236-1237-1238-1239-1240-1241-1242-1243-1244-1245-1246-1247-1248-1249-1250-1251-1252-1253-1254-1255-1256-1257-1258-1259-1260-1261-1262-1263-1264-1265-1266-1267-1268-1269-1270-1271-1272-1273-1274-1275-1276-1277-1278-1279-1280-1281-1282-1283-1284-1285-1286-1287-1288-1289-1290-1291-1292-1293-1294-1295-1296-1297-1298-1299-1300-1301-1302-1303-1304-1305-1306-1307-1308-1309-1310-1311-1312-1313-1314-1315-1316-1317-1318-1319-1320-1321-1322-1323-1324-1325-1326-1327-1328-1329-1330-1331-1332-1333-1334-1335-1336-1337-1338-1339-1340-1341-1342-1343-1344-1345-1346-1347-1348-1349-1350-1351-1352-1353-1354-1355-1356-1357-1358-1359-1360-1361-1362-1363-1364-1365-1366-1367-1368-1369-1370-1371-1372-1373-1374-1375-1376-1377-1378-1379-1380-1381-1382-1383-1384-1385-1386-1387-1388-1389-1390-1391-1392-1393-1394-1395-1396-1397-1398-1399-1400-1401-1402-1403-1404-1405-1406-1407-1408-1409-1410-1411-1412-1413-1414-1415-1416-1417-1418-1419-1420-1421-1422-1423-1424-1425-1426-1427-1428-1429-1430-1431-1432-1433-1434-1435-1436-1437-1438-1439-1440-1441-1442-1443-1444-1445-1446-1447-1448-1449-1450-1451-1452-1453-1454-1455-1456-1457-1458-1459-1460-1461-1462-1463-1464-1465-1466-1467-1468-1469-1470-1471-1472-1473-1474-1475-1476-1477-1478-1479-1480-1481-1482-1483-1484-1485-1486-1487-1488-1489-1490-1491-1492-1493-1494-1495-1496-1497-1498-1499-1500-1501-1502-1503-1504-1505-1506-1507-1508-1509-1510-1511-1512-1513-1514-1515-1516-1517-1518-1519-1520-1521-1522-1523-1524-1525-1526-1527-1528-1529-1530-1531-1532-1533-1534-1535-1536-1537-1538-1539-1540-1541-1542-1543-1544-1545-1546-1547-1548-1549-1550-1551-1552-1553-1554-1555-1556-1557-1558-1559-1560-1561-1562-1563-1564-1565-1566-1567-1568-1569-1570-1571-1572-1573-1574-1575-1576-1577-1578-1579-1580-1581-1582-1583-1584-1585-1586-1587-1588-1589-1590-1591-1592-1593-1594-1595-1596-1597-1598-1599-1600-1601-1602-1603-1604-1605-1606-1607-1608-1609-1610-1611-1612-1613-1614-1615-1616-1617-1618-1619-1620-1621-1622-1623-1624-1625-1626-1627-1628-1629-1630-1631-1632-1633-1634-1635-1636-1637-1638-1639-1640-1641-1642-1643-1644-1645-1646-1647-1648-1649-1650-1651-1652-1653-1654-1655-1656-1657-1658-1659-1660-1661-1662-1663-1664-1665-1666-1667-1668-1669-1670-1671-1672-1673-1674-1675-1676-1677-1678-1679-1680-1681-1682-1683-1684-1685-1686-1687-1688-1689-1690-1691-1692-1693-1694-1695-1696-1697-1698-1699-1700-1701-1702-1703-1704-1705-1706-1707-1708-1709-1710-1711-1712-1713-1714-1715-1716-1717-1718-1719-1720-1721-1722-1723-1724-1725-1726-1727-1728-1729-1730-1731-1732-1733-1734-1735-1736-1737-1738-1739-1740-1741-1742-1743-1744-1745-1746-1747-1748-1749-1750-1751-1752-1753-1754-1755-1756-1757-1758-1759-1760-1761-1762-1763-1764-1765-1766-1767-1768-1769-1770-1771-1772-1773-1774-1775-1776-1777-1778-1779-1780-1781-1782-1783-1784-1785-1786-1787-1788-1789-1790-1791-1792-1793-1794-1795-1796-1797-1798-1799-1800-1801-1802-1803-1804-1805-1806-1807-1808-1809-1810-1811-1812-1813-1814-1815-1816-1817-1818-1819-1820-1821-1822-1823-1824-1825-1826-1827-1828-1829-1830-1831-1832-1833-1834-1835-1836-1837-1838-1839-1840-1841-1842-1843-1844-1845-1846-1847-1848-1849-1850-1851-1852-1853-1854-1855-1856-1857-1858-1859-1860-1861-1862-1863-1864-1865-1866-1867-1868-1869-1870-1871-1872-1873-1874-1875-1876-1877-1878-1879-1880-1881-1882-1883-1884-1885-1886-1887-1888-1889-1890-1891-1892-1893-1894-1895-1896-1897-1898-1899-1900-1901-1902-1903-1904-1905-1906-1907-1908-1909-1910-1911-1912-1913-1914-1915-1916-1917-1918-1919-1920-1921-1922-1923-1924-1925-1926-1927-1928-1929-1930-1931-1932-1933-1934-1935-1936-1937-1938-1939-1940-1941-1942-1943-1944-1945-1946-1947-1948-1949-1950-1951-1952-1953-1954-1955-1956-1957-1958-1959-1960-1961-1962-1963-1964-1965-1966-1967-1968-1969-1970-1971-1972-1973-1974-1975-1976-1977-1978-1979-1980-1981-1982-1983-1984-1985-1986-1987-1988-1989-1990-1991-1992-1993-1994-1995-1996-1997-1998-1999-2000-2001-2002-2003-2004-2005-2006-2007-2008-2009-2010-2011-2012-2013-2014-2015-2016-2017-2018-2019-2020-2021-2022-2023-2024-2025-2026-2027-2028-2029-2030-2031-2032-2033-2034-2035-2036-2037-2038-2039-2040-2041-2042-2043-2044-2045-2046-2047-2048-2049-2050-2051-2052-2053-2054-2055-2056-2057-2058-2059-2060-2061-2062-2063-2064-2065-2066-2067-2068-2069-2070-2071-2072-2073-2074-2075-2076-2077-2078-2079-2080-2081-2082-2083-2084-2085-2086-2087-2088-2089-2090-2091-2092-2093-2094-2095-2096-2097-2098-2099-2100-2101-2102-2103-2104-2105-2106-2107-2108-2109-2110-2111-2112-2113-2114-2115-2116-2117-2118-2119-2120-2121-2122-2123-2124-2125-2126-2127-2128-2129-2130-2131-2132-2133-2134-2135-2136-2137-2138-2139-2140-2141-2142-2143-2144-2145-2146-2147-2148-2149-2150-2151-2152-2153-2154-2155-2156-2157-2158-2159-2160-2161-2162-2163-2164-2165-2166-2167-2168-2169-2170-2171-2172-2173-2174-2175-2176-2177-2178-2179-2180-2181-2182-2183-2184-2185-2186-2187-2188-2189-2190-2191-2192-2193-2194-2195-2196-2197-2198-2199-2200-2201-2202-2203-2204-2205-2206-2207-2208-2209-2210-2211-2212-2213-2214-2215-2216-2217-2218-2219-2220-2221-2222-2223-2224-2225-2226-2227-2228-2229-2230-2231-2232-2233-2234-2235-2236-2237-2238-2239-2240-2241-2242-2243-2244-2245-2246-2247-2248-2249-2250-2251-2252-2253-2254-2255-2256-2257-2258-2259-2260-2261-2262-2263-2264-2265-2266-2267-2268-2269-2270-2271-2272-2273-2274-2275-2276-2277-2278-2279-2280-2281-2282-2283-2284-2285-2286-2287-2288-2289-2290-2291-2292-2293-2294-2295-2296-2297-2298-2299-2300-2301-2302-2303-2304-2305-2306-2307

Roman-Beilage der „Herforder Zeitung für Stadt und Land“

Sahrt ins Glück.

Roman von Wildau.

(Schluß.)

Fast kam er sich vor wie in einer längst, längst vergangenen Epoche seiner Lebenszeit in Deutschland, wenn er gelegentlich einmal auf dem Gut eines reichen Kameraden zur Jagd geladen war.

Sein Blick flog über den Divan, der an der Wand stand, befriedigt über die Bilder hin, die darüber hingen, musterte die blütenweißen Stoles an den Fenstern. Und nur das Moskitonez an den Fensterrahmen belebte ihn, daß er doch nicht auf einem ostelbischen Jagdschloß, sondern in den Tropen war.

Sein Auge blieb auf der Wandschleife in einer Ecke des Zimmers haften. Ein kleines Schälchen auf der marmornen Platte erweckte die höchsten Hoffnungen in Bolko.

Er richtete sich halb auf, um besser sehen zu können, was in dem Schälchen sei — richtig, richtig, es war Seife, wirkliche Seife. Ein glückliches, halb ernsthaftes, halb humoristisches Lachen überflog Bolkos Gesicht: also wirkliche Seife. Bestäubend, da war man ja mitten in der Kultur! Das war ja geradezu ein Genuß, von dem er während seiner Gauchozeit schon lange mehr keine Ahnung gehabt hatte.

Und von der Wandschleife wanderte sein Auge zu einer kleinen Tapetentür in der Wand. Sollte das am Ende —

Nein, aber das war ja gar nicht möglich. Hier, in den Tropen, eine Badestube!

Aber dieser, wie es ihm schien, äußerst abenteuerliche Gedanke ließ sich nicht mehr aus seinem Kopfe verbannen.

Endlich hielt er's nicht mehr aus. Er mußte sehen, was das mit der Tapetentür auf sich hatte. Er sprang aus dem Bett, klinkte die Tapetentür auf und richtig — er war mitten in einer veritablen Badestube, die mit prachtvollen Kacheln belegt war und in der sich eine wundervolle Badewanne befand. Und — unerhörte, Hähne für kaltes und warmes Wasser.

Und da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen.

Wohlgemut wurde ihm alles klar, er wußte auf einmal alles, was in der letzten Zeit geschehen war. Aber seine gute Laune war nicht mehr auszutreiben.

Wie wenn sich das von selbst verstände, nahm er ein Bad — ungeahnter Genuß, den er nun schon so lange hatte entbehren müssen! — Dann sah er sich suchend nach seinen Kleidern um. Aber von denen war nichts zu erblicken.

Wahrscheinlich legte er sich wieder ins Bett. Wie dumm! Da mußte er sich mit den Demeistissen einlassen.

Ueberm Bett hing eine Klingelschur. An der zog er. Die Glocke mußte wohl sehr fern sein, denn er hörte nichts. Fraglich war es, ob sie überhaupt funktionierte.

Und nun, während er sich darauf vorbereitete, wohl die nächste halbe Stunde auf einen Demeistissen warten zu müssen, der sich dazu herabließ, zu ihm, dem Gaucho, aufs Zimmer zu kommen, flogen ihm blitzschnell noch einmal die Ereignisse des letzten Tages durch den Kopf.

Da gab es für ihn nur noch ein Wort, — das sich alles drehte: die Lady!

Aber wie kam sie hierher? Wie kam sie in die Fazenda des reichen Senor Lopez, des bedeutendsten Plantagenbesizers von Brasilien, des Mannes, der ja sein Chef war, so lange er, Bolko von Dannhäuser, brasilianischer Gaucho war.

Sie, das Mädchen, das er kennen und lieben gelernt hatte in den mannigfachen Abenteuern, die sie Schutler an Schutler mit einander bestanden mußten, die er mit allen Fasern seines Herzens liebte, so sehr, daß sie ihm gestern fast das Leben gekostet hatte — wie kam sie hierher, in das Haus des Plantagenbesizers? Sie, die er doch in dem knappen, einfachen Kostüm kennen gelernt hatte, war ihm ja gestern im prächtigen Gewande, wie es Damen der brasilianischen Aristokratie tragen, entgegengetreten, brillantenüberflutet, umschwärmt von Kavalieren, schön wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt.

Das war jetzt die große Frage, die Bolko bewegte.

Ja, zum Fragen hatte er während seiner Gauchozeit allerdings wenig Gelegenheit gefunden: da galt es zu handeln!

Doch wie ihm das Wort „Fragen“ durch den Sinn ging, schoß plötzlich schreckhaft ein anderer Gedanke durch seinen Kopf.

Sein Auftrag!... Der Auftrag, den ihm jener Unbekannte stets auf so mysteriöse Weise übermittelt hatte. — Was geschah mit seinem Auftrag?

Und nun lag er hier, im weichen Bette, und verdrückte die Zeit, er „verlag“ sich, wie die alten Deutschen von Mitternachten, die in ihrer Freiheit auf weichen Pfühlen, fern vom Lärm des Krieges, zum Vollbringen großer Taten unfähig wurden.

In diesem Moment klopfte es an der Tür. Auf Bolkos Ruf trat ein alter Mann ins Zimmer, mit kurzem, weitem Badenbart. Sein horrierter Anzug deutete an, daß Bolko einen Diener des Hauses vor sich hatte.

Der Mann fragte nach Bolkos Befehl.

„Ich möchte meine Kleider haben“, rief Bolko.

Der Anzug des gnädigen Herrn soll sofort gebracht werden“, erwiderte der Diener mit einer höflichen Verbeugung und verließ das Zimmer.

Nach einer Weile kehrte er zurück und brachte Bolko blütenweiße Wäsche, wie sie unser Held schon seit langem in den Tropen nicht mehr zu sehen bekommen hatte.

„Und mein Kostüm?“ fragte Bolko.

„Es wird Ihnen ausgemessen“, antwortete der Diener.

„Ausgemessen?“ rief Bolko verwundert.

„Ja wohl, Senor“, erwiderte jener. „Ich habe den Schneider unseres allergnädigsten Senor Lopez den Auftrag gegeben, ein Dinerkostüm anzufertigen.“

„Ein Dinerkostüm?“ rief Bolko und sah den anderen entsetzt an. „Sind Sie ganz verrückt, Mann?“

Er vergaß einen Moment, in welcher Umgebung er sich befand und gebrauchte unwillkürlich

die derben Ausdrücke der Gauchos, unter denen er die letzten Wochen verlebt hatte.

Der Diener verneigte sich höflich.

„Ich bitte um Verzeihung, gnädiger Herr“, sprach er, „wenn ich vergessen habe, Ihnen den Wunsch unseres allergnädigsten Senor Lopez mitzuteilen, der Sie, falls Sie Ihr Befinden erlaubt, bitten läßt, ihm heute zum Diner das Vergnügen zu schenken.“

Bolko rieb sich verwundert die Augen.

Wie, er, der in den letzten Wochen oft froh gewesen war, wenn er nach harter Tagesarbeit am Lagerfeuer der Gauchos ein kargliches Stück Ochsenfleisch bekommen hatte, er war vom reichen Lopez zum Diner eingeladen? Nein, das ging nicht!

Doch der Diener stand in ehrfürchtiger Haltung da und harrete der Befehle, die da kommen sollten. Bolko fühlte, daß er sich keine Blöße geben dürfte.

„Gut“, sprach er. „Was haben Sie für mich vorbereitet?“

In gewichtigem Ton antwortete der Diener: „Dinerkostüm, Smoking, Weinleib, und Weite.“

Bolko wurde ein wenig verlegen.

Und als ob er noch in den Pampas wäre, sprach er verloren: „Ja, hören Sie, lieber Freund, mit der Bezahlung müssen Sie freilich ein wenig warten.“

Aber der Diener, der sich sonst nicht aus seiner Reserve bringen ließ, trat hier fast erschreckt zurück, indem er mit fälschlich betäubender Gebärde die Hand aufs Herz legte, sprach er: „Aber was denken der gnädige Herr? Das alles geschieht auf Anordnung unseres allergnädigsten Senor Lopez.“

Bolko merkte, daß er, noch in seinen Gaucho-gewohnheiten befangen, einen Lapsus gemacht hatte. Es kam ihm beinahe komisch vor, daß er heute nachmittag im Smoking an einem weißgeputzten Tisch mit Gabel und Messer hantieren sollte.

Und während er später sich in full dress warf, den ihm der Diener brachte, sann er in trostloser Verzweiflung nur dies eine: Das Weib, das er liebte, war die Tochter des reichsten Mannes von Brasilien. — Senorita Maria zur Gemahlin zu bekommen — nein, das war die ausichtsloseste Sache von der Welt!

19. Kapitel.

Als Bolko am Nachmittag in den intimen Raum mit den großen, hellen Fenstern trat, in dem zum Diner gedeckt war, fand er den Hausherrn schon anwesend.

Lopez hatte nachdenklich am Fenster gestanden und hinausgeblickt.

Ganz mechanisch hatte er eigentlich hinausgesehen, hatte fast, ohne sich recht darüber klar zu werden und halb unbewußt, joben einen Beamten, der dort drüben am Lager die Arbeiter beaufsichtigte, auf einer kleinen Unregelmäßigkeit ertappt.

In tiefe Gedanken versunken stand er da. War er nicht im Begriff, joben das kostbare Gut, das er besaß, — doch er unterbrach gewaltsam sein Sinnen, als Bolko eintrat.

Mit ausgestreckter Hand trat Lopez heiter Bolko entgegen.

„Ich freue mich, Sie endlich hier bei mir begrüßen zu dürfen“, sprach er.

Es stellte sich heraus, daß Lopez für sie beide allein hatte decken lassen.

Er wollte, wie er sagte, ungestört mit Bolko unter vier Augen sprechen.

„Wissen Sie“, sprach er verbindlich, „ich muß Ihnen ja eigentlich Dank sagen!“

Bolko sah erstaunt auf.

„Sie sehen mich verwundert an“, fuhr Lopez fort, „aber Sie wissen es ja wohl selbst, daß ich Ihnen für Ihre sehr vortheilhaften Pferdeverkäufe, die Sie für mich abgeschlossen haben, sehr verpflichtet bin!“

Bolko wollte eine ablehnende Geste machen.

„Nein, nein“, unterbrach ihn Lopez. „Nehmen Sie das Kompliment nicht ab! Ich weiß wohl als Chef, wieviel jeder meiner Angestellten für mich leistet.“

Er sah, wie Bolko bei dem Wort „Angestellter“ zusammenzuckte.

„Ich merke“, fuhr er fort, „es paßt Ihnen nicht, wenn ich Sie „mein Angestellter“ nenne. Ich sehe auch vollkommen ein, das war ein Fehler von mir. Ich weiß natürlich, daß Sie von mir für Ihre wertvollen Dienste, die Sie mir als Gaucho geleistet haben, ein Äquivalent bekommen oder auch nur gefordert haben. Ich weiß, daß Sie ganz freiwillig als Gaucho bei meinen wilden Jüngens eingetreten sind.“

Sie fand also natürlich nicht mein Angestellter. Aber wissen Sie, ich halte doch Ihre Dienste für sehr wertvoll. Ich möchte Ihnen einen Vorstoß machen. Doch davon nach dem Essen, Herr Bolko von Dannhäuser!“

Bolko zuckte wie vom Schlag getroffen zusammen. Hatte ihn Lopez nicht bei seinem Vornamen genannt? Und hatte er nicht die letzten Worte deutsch gesprochen? Er sah Lopez fassungslos an.

Aber dieser sprach lächelnd, doch ohne auf die Tatsache einzugehen, woher ihm der Name Bolko bekannt sei: „Sie wundern sich, wie ich deutsch zu Ihnen spreche. Und Sie werden sich vielleicht noch mehr wundern, wenn Sie erfahren, daß ich — Deutscher bin!“

Bolko starrte ihm schweigend ins Gesicht.

Gerade wurde der Kaffee und die Zigarren gereicht, und im Gespräch trat eine Pause ein.

Dann fuhr Lopez fort: „Hören Sie, mein Freund, Sie gefallen mir. Sie gefallen mir gut, das muß ich Ihnen sagen! Ich weiß Sie zu schätzen, denn auch ich war einmal — Gaucho. Und darum liebe ich meine wilden Jüngens so sehr!“

Was Bolko in den letzten Minuten vernommen hatte, überfiel fast seine Fassungsraft.

Er glaubte in irgend einem Märchen mitzuspielen.

Wie, Lopez war Deutscher, und dieser millionenschwere Mann hatte einmal den harten Beruf eines Gauchos ausgeübt?

Doch Lopez legte sich, einige Züge aus der dunklen Zigarre laugend, bequäglich in den Sessel zurück, und indem er mit der Hand nachdenklich über die Augen strich, begann er: „Ich will Ihnen kurz meine Geschichte erzählen.“

Ich bin der Sohn armer Eltern aus Friesland. Ich galt in meiner Kindheit als sehr aufgeweckt und zugleich als sehr träumerisch und faul, und meine Eltern hatten beschlossen, aus mir einen Lehrer zu machen. Meine Mutter ging wohl in ihren Wünschen noch höher und dachte an einen Pastor.

Da, damals hieß ich noch Franz Lobeck und ahnte kaum, wie es in Brasilien aussieht. Aber ich war, was man so zu sagen pflegt, ein schlimmer Junge. Hatte mir den Kopf voll gelesen und geträumt, und glaubte es nicht länger in dem armen Hause meiner Eltern und in der Schule aushalten zu können.

Und so lief ich eines Tages einfach davon und schlug mich heimlich über Emden nach Hamburg durch.

In Hamburg war nun guter Rat teuer. Was sollte solch ein Junge wie ich anfangen? Tagelang trieb ich mich herum, nächtigte unter Brücken, und verdiente mir ein paar Pfennige durch Trügerdienste.

Aber eines Tages sagte ich Mut, und ging zu einem Schiffsmakler.

Sie wissen ja, heute geht das nicht mehr, da braucht so ein Junge die Einwilligung seiner Eltern. Aber damals fragte kein Mensch danach, und ich wurde als Schiffsjunge auf einem Segler angemustert. Nun, was ich da ausstand, das brauche ich Ihnen wohl nicht zu erzählen. Ich war ein Lunztigant und bekam öfter die neuschwänzige Raute zu kosten, als sie ein junges Blut verträgt.

Kurz und gut, eines Tages, als wir in Mexiko anlegten, brannte ich durch.

Und dann kamen Jahre eines abenteuerlichen Lebens, in denen ich Mexiko und später die westindischen Inseln kennen lernte, wie wohl kaum ein Europäer vor mir.

Endlich kam ich nach Brasilien. Und hier wurde ich nichts anderes als Gaucho.

Aber das war es, womit ich mit der Zeit den Grundstock meines Vermögens legte. Damals waren ja die ganzen Verhältnisse noch ganz anders als heute. Da war noch jeder Gaucho selbständiger Pferdebesitzer.

Das ging so jahrelang und ich hatte mir schon ein ganz hübsches Stümmchen erspart.

Vom alten Franz Lobeck war kaum mehr etwas übrig geblieben. Ich hieß damals als Gaucho kurz Francisco Lopez.

Und dann kamen merkwürdige und schicksalsschwere Zeiten über unser Brasilien.

Damals, — alles in die Brüche zu gehen drohte die höchste Gefahr herrschte, war ich jener Mann, der den später berühmten gewordenen Gauchozua organisierte und den Kaiser rettete.

Dann Pedro hat es mir später hochherzig genug gedankt.

Als ich dann später an eine leitende Stelle kam, da hatte ich Land und Leute genugam kennen gelernt, um zu wissen, wo es fehlte und wo Abhilfe zu schaffen war.

Sehen Sie, mein Freund, denn so will ich Sie nennen, so wurde ich der reiche Plantagenbesitzer, der ich heute bin!“

Lopez hatte seine Erzählung beendet.

Bolko sah immer noch schweigend und nachdenklich da.

„Ja so“, unterbrach Lopez die Stille, „ich wollte Ihnen ja einen Vorstoß machen.“

Wissen Sie was: Treten Sie in meine Dienste!“

„Unmöglich!“ rief Bolko aus.

„Wie? Unmöglich?“ antwortete Lopez, „nichts ist unmöglich! — Oder glauben Sie etwa, daß Sie mit Ihrer Stellung nicht zureichend sein würden? Hören Sie, Sie gefallen mir — ich bin nun einmal so offen, Ihnen das zu sagen. Und weil Sie mir gefallen, möchte ich Sie gerne halten. Ich biete Ihnen eine leitende Stellung, viele Ihnen glänzende Bedingungen. — Nun, was sagen Sie jetzt?“

Doch Bolko wiederholte: „Unmöglich!“

„Wie, immer noch unmöglich?“ fragte Lopez, jetzt, wie es schien, ein wenig verstimmt. Und warum, wenn ich fragen darf?“

„Weil ich schon eine Stellung einnehme!“ antwortete Bolko.

„Wie? Sie sind schon in irgend welchen Aufträgen tätig?“ fragte offenbar verwundert Lopez.

„Ja“, antwortete Bolko, und ich erwarte täglich neue Nachrichten von meinem Auftraggeber!“

Aber das ist ja unmöglich!“ erwiderte scheinbar erstaunt Lopez. „Wie wollen Sie denn hier, wo Sie sozusagen von aller Welt abgeschnitten sind, von Ihrem Auftraggeber Nachricht bekommen.“

Und warum waren Sie denn Gaucho? Hat Ihr Auftraggeber das auch gewünscht, und hat er Ihnen auch, mitten in der Einside der Pampas den Befehl zugehen lassen, hierher zu meinem Geburtstagsfeste zu kommen? — Ich muß sagen, das verstehe ich nicht!“

„Und doch ist es so!“ antwortete Bolko.

„Aber so erklären Sie mir nur —“ sagte Lopez.

Doch Bolko unterbrach ihn mit ernster Miene.

„Ich bitte Sie, es nicht über auszusagen, wenn ich Ihnen versichere, daß ich Ihnen absolut nichts über die ganze Angelegenheit sagen darf!“

„Gut!“ sprach Lopez. „Das ist die Begründung eines Gentlemen, so etwas sehe ich ohne weiteres ein. — Aber Mensch, so sagen Sie mir doch nur, und er stellte sich in seiner ganzen imponierenden Größe vor Bolko hin, „halten Sie es auf sich nicht für viel günstiger, zu mir zu kommen?“

Und auf ein verneinendes Kopfschütteln Bolkos sagte er hinzu: „Und wenn Ihr Auftraggeber Sie nur genarrt hat, der ganzen Sache einmal überdrüssig wird, und Sie eines Tages im Stich läßt?“

„Das ist unmöglich!“ erwiderte Bolko.

„Warum schon wieder unmöglich?“ fragte Lopez.

„Weil ich der Ehre meines Auftraggebers so sehr vertraue, wie er der meinigen!“ erwiderte Bolko mit fester Stimme.

„Nun, ich sehe“, sprach nach einer Weile Ueberlegens Lopez, „Sie sind ein Sturkopf. Aber ja, was ich noch fragen wollte: Sagen Sie mir doch einmal, wie kam es eigentlich, daß Sie ein so brillanter Reiter und gestählter Muskelmann, gestern Abend, irre ich nicht, durch irgend etwas erschreckt wurden.“

Nach einem Moment peinlichen Schweigens, das Bolko wie eine Ewigkeit dünkte, sagte Lopez: „Entschuldigen Sie es, wenn ich Sie jetzt nach etwas gefragt habe, was Sie vielleicht nicht beantworten wollen oder können. Die menschliche Seele geht ja oft wunderbare Wege.“ Und wieder in seinen alten weltmännischen Ton fallend, fragte er heiter: „A propos, Herr von Dannhäuser, wollen Sie nicht, ehe Sie uns verlassen, meiner Tochter Ihre Aufmerksamkeit machen?“

20. Kapitel.

Es war der letzte Abend, den Bolko von Dannhäuser auf der Fazenda von Senor Lopez verweilen wollte.

Morgen wollte er weiter ziehen, zurück mit den Gauchos in die Pampas und der Aufräde horren, die ihm sein unbekannter Chef schicken würde und die ihn nun wieder wer weiß wohin führen sollten — bis ans Ende der Welt!

Nun — seinetwegen konnte es ruhig geschehen, dachte Bolko. Jetzt nachdem er wußte, wer die Dame war, die er liebte, jetzt war auch seines Bleibens hier keinen Moment länger. Doch was ihn besonders verdross, war die Tatsache, daß Senorita Maria, der er seinen Abschiedsbesuch angekündigt hatte, diesen Besuch, der auch zugleich Antrittsvorstellung sein sollte, daß die Senorita nicht im Hause wollte, sondern im Automobil weggefahren war.

Doch sofort fragte sich Bolko: Warum verdrückt mich das? Wie komme ich dazu, gegen die Lady Unmut zu hegen?

Und schon glaubte er an eine absichtliche Brüstung seiner Verlor durch das junge Mädchen und war gerade im Begriff, in sein Zimmer zu gehen, um sich reisefertig zu machen, ohne eben der Lady zum letzten Male die Hand gedrückt zu haben, — als er plötzlich von der Veranda her eine Stimme vernahm, die ihm nicht unbekannt dünkte.

Es war die Negerin, die hinter dem großen Fenster, das von den Zimmern der Senorita auf die Veranda führte, sich zu schaffen machte.

Und dabei sang sie eine ihrer exotischen Melodien. — Es war jene Melodie, Bolko erkannte sie mehr und mehr, die sie einst an Bord genommen hatte und die Bolko die erste, gleichsam hypnotische Vorstellung vom magischen Zauber Brasiliens gegeben hatte.

Wie gebannt blieb Bolko stehen. Er konnte sich kaum bewegen, so sehr hatte ihn der Zauber von der Melodie der alten Negerin gepackt, so sehr war für Bolkos Phantasie jenes exotische Lied von süßen Erinnerungen umflossen.

Da schritt mitten hinein in sein Vergehen eine gelbende Automobilspure. Durch die Nacht blühten die feurigen Lichter eines Automobils auf, das von einem Neger-Chauffeur gesteuert, heranfuhr und vor der Veranda halt machte. Schnell sprang die Senorita aus dem Gefährt.

Sie sah Bolko auf der Veranda stehen, eilte rasch auf ihn zu und rief:

„Wie gut, daß ich Sie noch hier zu sehen bekommen. Denken Sie, ich war nach der nächsten Stadt gefahren, um Medikamente zu beschaffen, die in unserer Hausapotheke fehlten. Denken Sie, der Chauffeur hat neunzig Kilometer in der Stunde auf unseren mangelhaften Straßen machen müssen!“

Wie ein warmer Strom schoß Bolko das Blut ins Herz.

Also nicht um ihn zu brüskieren war sie weggefahren.

Sollte doch am Ende... —

Aber nein, er wagte ja diesen Gedanken nicht einmal auszusprechen.

Doch Maria sprach zu ihm mit sanfter Stimme: „Nun sagen Sie mir, mein lieber Freund, das haben Sie wohl nicht erwartet, mich hier zu sehen? Und ich muß sagen, ich selbst hätte es auch nie erwartet, Sie je auf diese Weise wieder zu sehen.“

„Also haben Sie doch an ein Wiedersehen gedacht?“ fragte Bolko.

„Und fast“, sagte Bolko, „wäre dies Wiedersehen unmöglich gewesen, denn eben wollte ich fort.“

„Wie?“ fragte hastig das junge Mädchen. „Sie wollten fort? Sie wollten uns verlassen? Sie wollten mich verlassen, ohne mir Lebewohl gesagt zu haben?“

„Also wäre es Ihnen nicht angenehm gewesen, wenn ich wortlos von da unten gezogen wäre, sprach Bolko.“

„Wie, das können Sie noch fragen?“ sprach grollend das schöne Mädchen.

Da lobte es heftig in Bolkos Herz auf. Und mit unterdrücktem Jubel fragte er leise: „Maria! Sprechen Sie, Maria, sagen Sie mir: ich wäre Ihnen also wirklich etwas?“

Langsam waren die Beiden die Freitreppe zur Veranda herausgegangen. In tiefem Dunkel lag die Plantage da.

Aus den Fenstern über der Veranda fiel gedämpftes Licht, das hart über die beiden jungen Menschen floß. Drüben, im Hain wogten schillernd die grünen Finken unzähliger Leuchtflügel, auch ein zarter Lichtstrahl ganze Kastaden bunter Farben über das funkelnde Gestrüpp überströmender Kolibris.

Das schöne Mädchen senkte verschämt ihr Haupt.

„Ob Sie mir wirklich etwas sind? Und Sie fragen noch, Bolko?“

Nun, ersten Male war sein Name über die Lippen der jungen Lady gekommen. Da konnte ihn keine Macht der Erde länger zurückhalten. — er stürzte vor ihr zu Boden, er ergriff ihre Hand, er bedeckte sie mit heißen Küssen, und sie ließ sie ihm.

„Maria, Maria“, flammelte er, „ich liebe Dich.“

Und wie er auf den Knien vor ihr lag, da streichelte sie sanft sein Haar und ergriff mit zarten Händen sein Haupt.

Stumm stand er auf, sprechen konnte er nicht, aber in einem langen Kusse fanden sich Beider Lippen.

Leise sprach sie zu ihm, während sie seine Sände festhielt: „Nun bist Du mein. Nun wirst Du mich nie mehr verlassen!“

Bei diesen Worten fühlte Bolko eine tiefe Wärme sein Gesicht überlaufen.

Hasst, hast bestinnungslos, machte er seine Hand aus der ihren los und mit dumpfer Stimme murmelte er vor sich hin: „Mein Gott! Es kann ja nicht sein, es ist unmöglich. Ich muß ja fort!“

Doch Maria, seine beiden Hände erfassend, sprach sie leise: „Was sprichst du da, Geliebter? Du darfst nie mehr von mir!“

Und sie achtete nicht darauf, daß ihr bei diesen Worten das braune, edelsteinbesetzte Lederhalsband, welches sie am Arm getragen hatte, zu Boden gegliedert war.

In diesem Moment kam die Regentin, welche die Stimme ihrer Herrin vernommen hatte, auf die Veranda heraus, ein Licht in der Hand.

Dadurch war das Gespräch plötzlich und unerwartet unterbrochen und beide bemühten sich, um ihre Verlegenheit zu verbergen, die Gegenstände, welche aus dem Tischchen herausgefallen waren, am Boden zusammen zu suchen.

Wöchentlich fuhr Bolko und wie hypnotisiert starrte er auf einmal auf ein längliches, graues Etwas, das vor ihm am Boden lag.

„Was ist das?“ rief er starr vor Staunen, denn vor ihm auf der Erde lag — ein längliches, graues Haarkouvert.

„Oh, das ist nichts von Bedeutung“, rief Maria gleichgültig. „Ein Geschenk, das mir Papa gestern im Scherz gemacht hat und ich erst heute öffnen wollte. Ich hatte es wirklich ganz vergessen!“

„Ein Scherz?“ rief Bolko. „Maria, das ist kein Scherz.“ Und mit zitternden Händen riß er das Kouvert auf.

Heraus fiel ein Scheckformular, auf dessen Rückseite in Schreibmaschinenchrift zu lesen war: „Mein letzter Auftrag für Bolko von Danzhäuser.“

Wäre er an den Ueberbringer des Briefes die Forderung stellen, die ihm sein Herz diktiert, falls sie ihm nach den Proben, die er beibringen hat, und nach dem Mut, den er bewiesen hat, genügt. Dieser Brief stellt die letzte Forderung dar, die ich an Bolko von Danzhäuser stelle. Wäre er ihn betrachten als einen Scherz fürs Leben.

Francesco Lopez.

Und während Bolko noch mit bebender Stimme diese schicksalsschweren und so überraschenden Worte las, war auf einmal Lopez selbst hinter sie getreten.

Beim Klang seiner Stimme wandten sich die Anwesenden erschrocken um.

Aber Lopez ergriff scheidend die Hände der beiden jungen Menschen und sprach:

„Meine lieben Kinder, alle Abenteuer, die ihr beide gemeinsam durchgemacht habt, von dem Moment an, wo ihr Euch bei dem Advokaten in London begegnet seid, waren mein Werk. Zweierlei hatte ich im Sinne:

Du, Maria, solltest einen Mann bekommen, den du in gemeinsamen Schicksalen schätzen und lieben gelernt hast. Ich aber wollte einen Schwiegersohn haben, der arm, wie ich selbst einst war, das Zeug in sich hat, seinen Lebensweg als selbst-mach-man zu machen, wie ich ihn gemacht habe. Ich war der unbekannte Auftraggeber, der überall seine Boten hatte, die deinem künftigen Manne, Maria, unbemerkt und unerkannt auf Schritt und Tritt folgten und im richtigen Moment meine Befehle überbringen mußten.“

Und die Hände der beiden Liebenden vereinigend, fuhr er fort:

„Wie ich Bolko nun kenne, wird er einmal ein ganzer Herr werden, und ich bereue nicht, ihm diesen größten Schatz meines Besitzums zu geben — Dich, Maria — als Schatz fürs Leben!“

— Ende! —

Der Totentanz des „Titanic“.

Originalroman aus der jüngsten Gegenwart von
Moriz Band.
(Nachdruck verboten.)

Wie ein gewaltiges Phantom ragt die gigantische Freiheitsstatue empor, welche die Eingangspforte zu dem riesigen Welthafen von Newyork bewacht. Dieses gewaltige Denkmal ist der erste Gruß, den die Neue Welt den von Europa nach langer Meeresfahrt Ankommenden entbietet und bei seinem Anblicke werden die Hoffnungen lebendig, welche die fremden Gäste aus Europa befeuern, die hier ihre neue Heimat suchen, und schlagen die Herzen der Amerikaner höher, die wieder den Boden ihrer Heimat betreten.

Wenn es Abend wird, klettern die dunklen Schatten die mächtige Statue empor, hüllen sie allmählich in ihr Dunkel und auf der obersten Höhe des Denkmals flammen die Leuchter auf, die den ankommenden Schiffen die Einfahrt in den erleuchteten Hafen weisen. So viele Dampfer aller Nationen hier auch einlaufen, jeder einzelne wird von Hunderten, ja Tausenden mit Sehnsucht und Spannung erwartet, bringt doch ein jeder in seinen Kajüten, im zwischendeckten Menichin und Schiffsale die hier auf dem Boden Amerikas ein verlorenes altes Leben betrauern, ein altes neues erhoffen.

Noch niemals war die Spannung eine so große gewesen, als in jenen Tagen, da von dem englischen Hafen Southampton der „Triumph“ des 20. Jahrhunderts, der italie „Titanic“ seine erste Fahrt über den Ozean antrat, das größte und schönste Schiff, das jemals die Wogen des Ozeans durchfuhrte. Mit stolzer Genugtuung sandte England diese Großtat seiner Schiffsbauingenieure übers Meer und enibot mit demselben der Neuen Welt seinen Gruß als Herrscherin des Weltmeeres. Unbezwingbar, unzerstörbar hieß der Schiffsriese, dessen Name an die Fabelwesen der Märchenwelt erinnerte, der „Titanic“, und an eben diesem Namen sollte die allgewaltige Natur in so grauenvoller Art beweisen, daß alles Menschenwerk denn doch nur Kinderpielzeug sei gegen ihre alles bezwinnende Allgewalt und Uebermacht.

Das Trauerpiel des „Titanic“ ist beendet! Sein Riesenleib ruht 3000 Meter tief auf dem Grunde des Atlantischen Ozeans und in zwei Weltteilen weinen viele Tausende um Vater und Mutter, um hoffnungsvolle Söhne, die dort ihr fernes, nasses Grab gefunden. Ein schredenvolles Ende war es, das der „Titanic“ in graufiger Nachtruhe gefunden und die Wogen des Weltmeeres rauchten weit über der Massen-grabstätte seiner Todesopfer.

Ein ganz anderes Bild als sonst bei der Ankunft europäischer Dampfer bot der weitläufige Hafen von Newyork am Abend des 19. April. Statt des erwartungsvollen Lebens und Treibens einer angeregten Menge, die Piers und Kais sonst beleben, herrschte ein riesiges Aufgebot von Militär und Polizei in weitem Umkreise das Gebiet des Landungsplatzes ab und auf dem Pier befand sich ein kleines Häufchen Leute, die in stummer, ängstlicher Erwartung seit Stunden der Signale harreten, welche die Ankunft der „Carpathia“ melden sollten. Brachte doch dieser Dampfer die geringe Zahl von Geretteten aus der Katastrophe des „Titanic“, über deren weiteres Schicksal man völlig im Unklaren war. Einzig und allein die Frauen und Kinder waren gerettet worden, wie die Marconi-Telegramme von hoher See gemeldet hatten, aber auch diese Nachrichten boten keine volle Beruhigung, denn man hatte bereits erfahren, daß einige Rettungsboote gleichfalls verunglückt waren.

Die Angst, welche alle Harrenden erfüllte, schmolte alle Herzen zusammen und die Hoffnung allein, eine teure Gattin, die Kinder heil und lebend wiederzusehen, hielt die Leute aufrecht, die stumm und still einander anstehen und kaum ein Wort zu wechseln wagten. Mit angstvollen Mienen sahen sie in die graue Ferne hinaus, aus deren Dunkel die Lichter des so schmerzlich erwarteten Dampfers „Carpathia“ aufzutauchen sollten und jeder der Polizisten, die den Platz passierten, wurde von den fragenden Blicken der bedauernswerten Leute verfolgt.

Um 7 Uhr eilte ein Bote vom Hafenkommando auf den ersten Polizeioffizier zu, der mit einigen anderen am Ende des Piers stand.

„Welche, Herr Kapitän, daß die „Carpathia“ soeben Sandn Hooft passiert hat“, sagte er mit stramm militärischem Ton.

Der Offizier leuchtete tief auf. „Endlich!“

Kapitän gab er den Kameraden einige Befehle. „Der Dampfer unterläßt die Ladung an der Quarantänestation! Das Militärpalast an der Battery halte stramme Ordnung! Fünf, meine Herren!“

Die Offiziere eilten auseinander, der eine, um der Quarantänestation das telefonische Aviso zu geben, die anderen, um das Militärpalast von der nahe bevorstehenden Ankunft zu verständigen. In die auf dem Pier zugetriebenen Angehörigen kam nunmehr Leben und Bewegung. In die bleichen Gesichter trat nun die Röte der gespannten Erwartung und wie ein lechzendes verzweifeltes Murren ging es durch die Menge.

Nun war es nur mehr eine halbe Stunde, bis die „Carpathia“ am Pier anlegen und ihnen die so sehnsüchtig Erwarteten in die Arme führen sollte. Nur eine halbe Stunde — und doch eine qualvoll ewigkeits.

Die nach Rehtausenden zählende Menge, die sich an der Battery hinter dem Militärpalast angeammelt hatte, stand in düsterem Schweigen. Die Majestät des Todes, die ihre Abgesandten übers Meer sandte, bannte alles in ehrfurchtsvolle Stille und nur hier und da hörte man ein halbunterdrücktes Wort, einen Seufzer. Auf allen im Hafen befindlichen Schiffen das gleiche Schweigen des Todes — alles lag im Banne der ungeheuren Trübsal, die sich auf dem Ozean abspielte hatte.

Nach etwa zwanzig Minuten ging eine Bewegung durch die Menge. Am Horizont der Hafeneinfahrt tauchten die Signallichter eines Dampfers auf und tausende Augen wandten sich dorthin. An der Seite des großen Schiffes sah man ein kleineres in gleich schneller Fahrt.

Es war die „Carpathia“, eskortiert von dem Reagierungsdampfer, der die Untersuchungskommission des Senats an Bord hatte. Diese Kommission war der „Carpathia“ entgegengefahren, um jeden Kontakt derselben mit anderen Dampfern zu verhindern, eine Vorsichtsmaßregel, die nach einigen aufgefundenen bedenklichen Depeschen vom Bord der „Carpathia“ sich als äußerst notwendig erwies. Die beiden Schiffe kamen näher und näher und die Spannung aller Wartenden war bereits aufs höchste gestiegen. In den Augen so mancher sah man Tränen blitzen, denen die nächste Viertelstunde ihre Bedeutung geben sollte — Tränen der Freude oder unendlichen Leids.

In der Gruppe der ängstlich Harrenden stand ein merkwürdiges Paar abseits — eine ältere Frau, deren Züge furchig abgearbeitet ausluden, während die tiefstehenden Augen in scharf jugendlichem Feuer glänzten, und ein junger Mann von hoher, kraftvoller Gestalt, mit tiefem Antlitz, das selbst mit seiner blühenden Jugend kontrastierte. Die beiden standen Hand in Hand und man hätte geglaubt, daß nur das gemeinsame Leid sie verbinde, so wenig paßten sie in ihrer Erscheinung zusammen. Während der junge Mann den vollkommenen Typus des jungen Amerikaners zeigte, glich die Frau einem Weib aus dem Volke, wie sie etwa in Süddeutschland oder Oesterreich zu Hause find. Ein merkwürdiges Paar, das an dieser Unähnlichkeit der Lösung einer Schicksalsfrage barnte.

Die „Carpathia“ legte endlich am Kai an. Trotz der rastlosen Arbeit seiner Mannschaft schienen es allen endlos lang, bis das Schiff vertauert war und die Landungsstege flappernd auf die Steine des Piers schlugen. Auf dem Festlande ging es wie eine Welle der Bewegung durch die Massen, als um 9 Uhr 35 Minuten die ersten Personen den Landungsstege betraten und langsam, wie ägerrnd, förmlich hinunterwankten.

Die ersten Geretteten vom „Titanic“!

Tausende Augen blickten auf den schwankenden Gestalten, die nacheinander den Boden des Festlandes betraten. Die Freude dieses Augenblicks glänzte durch die Erinnerung an jene verderbbringende Schredensnacht. Am Fuß des Landungssteiges standen in Reih und Glied Polizeimannschaften, welche freundlich die Ankömmlinge empfingen und sie zu der Gruppe geleiteten, die in wachsender Aufregung auf die Herannahenden wartete. Freundliche Ausrufe ertönten, so oft es ein solches erschütterndes Wiedersehen gab und in stummer Ummarmung wurden die dem Tode Entrissenen begrüßt. Sie und da ein trampfhaftes Aufschlucken, ein Wehlaut war alles, was der Freude des Wiedersehens Ausdruck gab.

Auf einer zweiten Landungsbrücke, die von der „Carpathia“ niedergefahren wurde, stiegen jetzt die von der Hafenbehörde bereitgestellten Sanitätsmänner mit Tragbahnen empor und hinter ihnen kam der düstere Zug der Leichen-träger, welche die Opfer abholten sollten, die dem sinkenden „Titanic“ entrissen, an Bord der „Carpathia“ ihr Leben ausgekauft hatten. Die beiden Landungsstege boten im grellen Lichte der

elektrischen Bogenlampen des Piers ein erschütterndes Bild: da die Herabsteigenden, die dem Leben wiedergegeben wurden, dort die hinaufsteigenden, welche die Nachernte des grimmigen Todes einholten.

Die alte Frau und der Jüngling standen lange lange da, wie zu Statuen verwandelt. Ihre Augen hingen an jeder einzelnen Gestalt, welche den Steg hinabwanderte und sahen jeder kommenden mit Ungebuld entgegen. Die Frau faßte die Hand ihres Begleiters fester, als fürchtete sie, umzusinken und mit einem liebevollen Blick, der mehr zu sagen schien als Worte, suchte er sie zu trösten. Er schien gefast zu sein oder zeigte dies nur, um die Frau zu trösten, für die — das wußte er bereits — kein Geretteter erscheinen sollte.

„Oh mein Sohn kommen wird“, flüsterte sie auf und sah ihn fragend an.

„Is wahr, daß I nur Frauen und Kinder gerettet haben“, fuhr sie anastlos fort; „er is do mein Kind!“

Ein bitteres Lächeln flog über die ernsten Züge des Mannes, der die Qual des Mutterherzens nachzufühlen schien.

„Bleiben Sie fest, Mütterchen“, sagte er bit-tend, „bald werden wir alles wissen.“

Leblos streifte er ihre Wangen, als wollte er sie trösten über den Verlust, den er schon konnte und den sie bald, nur zu bald erfahren sollte. Ihr Sohn war es, den sie erwartete und der mit dem Unglückschiff die Ueberfahrt von England nach Newyork gemacht hatte, in Gesellschaft seiner Braut, der er hier in ihrer Heimat die Hand zum ewigen Bunde hatten reichen wollen.

Die Alte senkte seufzend den Kopf auf die Brust.

„Mein Franzl, mein armer Franzl! Wär' ich nur bei dir zu Haus' gewesen oder mit dir gefahren, wenigstens wär' ich jetzt mit dir tot!“

Der junge Mann wandte sich ab, um der Frau die Tränen zu verbergen, die ihm jetzt in die Augen schossen. Nun wußte er es, daß das Mutterherz keine Hoffnung mehr hegte und es ihm leichter fallen werde, ihr diese Gewißheit mitzuteilen, wenn in den nächsten Minuten Franzls Braut unter den Geretteten erscheinen würde.

Das unglückliche Paar, das hier so lange Stunden verlebte war vom Schicksal merkwürdig zusammengebracht worden. Reginald Butler, der junge Sohn des freien Amerika, ein strebsamer Ingenieur einer großen amerikanischen Automobilfabrik, hatte eine Schwester, die zu Studien-zwecken im Jahre 1907 nach Europa gezogen war und zuerst in London Medizin studiert hatte, um drei Jahre später nach Wien zu gehen, wo sie ihre medizinischen Studien auf den berühmten Wiener Kliniken vollenden wollte. Dort hatte sie den Sohn ihrer Quartierfrau, Franz Wiedinger, kennen und lieben gelernt, einen strebsamen, jungen Menschen, an den sie sich innig schloß, und bald umfing ernste, aufrichtige Liebe das junge Paar, das sich ewige Liebe und Treue schwor. Die Mutter Franz' sah erst mit Bangen auf die junge Liebe, die ihren Sohn so innig an die etwas emanzipierte Amerikanerin knüpfte, aber bald fühlte sie es mit ihnen, daß sich hier zwei junge Herzen in echter Harmonie gefunden hatten. Der Ernst und die strenge Lebensauffassung, die beide erfüllte, bot die Gewähr einer glücklichen Zukunft und die Ostertage des Jahres 1911 brachten der biedereren alten Frau die glückselige Braut ihres Franz, die hübschöne Ethel Butler, die von ihrem Bruder brieflich seine Zustimmung zu der Verlobung mit Franz verlangt und erhalten hatte.

Als sie Braut und Bräutigam waren, ging es an das Pläneknäueln für die Zukunft und sie waren bald darin einta, daß Franz sein reiches Können in Ethels Heimat glänzend verwerten könne und sie beschloßen, nach Vollendung ihrer Studien, Reginald, ein hübsches, kleines Haus be-las, in dem das junge Paar und die Mutter ein prächtiges Heim finden würden, in dem der amerikanische wienische Herzensbund eine ganz eigenartige Allianz zwischen Amerika und der Wienerstadt schaffen sollte. Mutter Wiedinger weigerte sich zunächst, als sie ihr sagten, daß die alte Frau mit über das große Wasser sollte, aber bevor sie ihren lieben Franz allein ziehen ließ, gab sie lieber zu, ihre liebe, schöne Vaterstadt Wien und alles darin, das sie so sehr liebte, zu verlassen. Alles war somit auf das Beste vorbereitet und die drei Glücklichen lebten in ihrem beschiedenen Heim in der Laudongasse in dem belebten Benuß, daß ihre Zukunft ein rosiges sein und bleiben müsse. Im Sommer 1911 machte Reginald Butler eine Reise nach Europa und er besuchte seine Schwester in Wien, wo er ihren Verlobten und dessen Mutter kennen lernte. In den drei Wochen, die er in Wien verweilte, sah er mit Freude, wie ernst Ethel ihre Studien betrieb, interessierte er sich für Franz' Arbeiten und Können und sich vereinbarten, daß sie im Sommer 1912 Wien verlassen, in Newyork betraten und sich dort eine Ertienze herbeiziehen sollten, indem Franz eine tunfamermäßige Werkstätte eröffnen und sie ihre medizinische Praxis betreiben sollte, die sie für die armen Kinder der Eisenstadt aus Humanität ausüben wollte. Diese Idee gefiel allen ungemein und die Mutter Anna sollte drüben für alle die Wirtschaft führen, was sie in ganz ausgerechneter Weise verstand.

Reginald machte — es war wenige Tage vor seiner Rückreise nach Amerika — scherzweise den Vorschlag, Frau Wiedinger schon jetzt mit hinüber zu nehmen. Die Mutter konnte dort alles vorbereiten, daß sich das junge Paar im nächsten Jahre gleich in das wohlige Nest hineinsinken könnte. Frau Wiedinger erwiderte, die anderen lachten und schieflich fanden sie alle den Vorschlag ganz vor-tehrlich. Nach Tage darauf war Reginald mit Frau Wiedinger bereits in London und sechs Tage später teilte ein Kabeltelegramm Franz und Ethel mit, daß jene allfällig in Newyork ge-landet seien und die Mutter das Regiment in Reginalds Hause übernommen habe.

Das alles war so idyllisch und überaus schön vor sich gegangen, daß keiner von ihnen recht bedacht hatte, in welch schlimmen Gegenlag die so schön ausgemalte Zukunft zu der so plötzlich veränderten Gegenwart stand. Die sorgsame, gute Mutter mit dem ersten, jungen Reginald drüben in Amerika und das junge Paar allein, sich selbst überlassen in der Wienerstadt unter einem Dache, bevor der Briefler am Altar ihren Bund geweiht. Reginald war als echter Amerikaner ohne jedes Vorurteil in dieser Hinsicht und glaubte in seiner Schwester die gleiche Charakterfestigkeit und moralische Kraft, die er selbst besaß. Und Mutter Wiedinger war einfach blind, wie es liebende Mutterherzen ihrem Kinde gegenüber

immer sind und überdies erfüllte diese Wendung ihres Schicksals, die Ueberführung nach Amerika, ihr so sehr Herz und Sinn, daß sie einfach an gar nichts dachte, als daß sie alle in wenigen Monaten glücklich für immer vereint sein würden.

Ethel und Franz waren nunmehr allein. Allmählich fanden sie Briefe über den Ozean, die anfangs in herzlichen, später in kühleren Worten berichteten, daß es ihnen gut ergehe. Die Mutter fühlte manchmal, daß aus den Zeilen dieser Briefe ein fremdes Etwas wehe, das keinen Hauch von Glück verkündete, aber sie wagte es nicht, diesem Gefühl in ihren Antworten Ausdruck zu geben. Reginald wieder nahm die Briefe recht kühl auf und machte sich wenig Gedanken, um so mehr, als er ganz und gar in seinem Berufe aufging. In den ersten Apriltagen kam ein sehr kurz gehaltener Brief, welcher Reginald und der Mutter mitteilte, daß beide von Wien nach London gefahren seien, wo Ethel Bekannte aus ihrer ersten Studienzeit besuchen wollte und daß sie zur Ueberfahrt nach Newyork bereits Plätze auf der „Titanic“ sich gesichert hätten, dessen erste Ozeanfahrt sie ihrem aufstie-gigen, jungen Glück entgegenführen sollte.

So lafonisch dieser Brief auch war, erfüllte er Frau Wiedinger doch mit großer Freude, sollte sie doch ihren lieben Franz in wenigen Wochen wieder in ihre Arme schließen und mit ihm seine liebe Frau, die nunmehr vereint mit ihm und Reginald ein Leben voll Glück und Aufriedenheit führen würden.

Die Newyorker Zeitungen meldeten am 12. April die Abfahrt des „Titanic“ von Southampton und nun begann Frau Wiedinger die Tage und Stunden bis zur Ankunft dieses wahren Wunderwerkes der modernen Schiffsbaukunst zu zählen.

Da kamen wie ein Blitz aus heiterem Himmel die ersten Telegramme mit der Schredensnachricht, daß der „Titanic“ mit einem Eisberge zusammengestoßen, daß er aber trotzdem vollkommen sicher seinen Weg nach Newyork fortsetze. Frau Wiedinger wurde starr, dankte aber mit einem frommen Gebete dem Himmel, daß er ihre Lieben so sehr glücklich beschützt habe. Tags darauf wußte die ganze Welt die schredliche Wahrheit: Frauen und Kinder gerettet, alles andere verloren!

Also dann wäre ihr Sohn tot, die Schwieger-tochter gerettet! Die Schwiegermutter, die es nicht mehr werden konnte. Reginald tröstete sie so auf er konnte, war er doch selbst dem Verzeiwel-n nahe. Fieberhaft studierte er alle Telegramme, verbrachte er Tage und Nächte vor dem Bureau der White Star Linie — alles vergebens!

Nun war die Zeit dieser schmerzvollen Tage dem Ende nahe. Fast sah er nicht mehr die Ge-stalten, die langsam und ernst wie ein Zug leben-diger Leichen die Landungsbrücke herabschritten. Er verag auch, die Frau neben sich, deren ganzes Leben in den letzten Wochen so die sie ängstlich auf die Schär richtete.

„Ethel! Ich liebe Reginald heißer auf.“

Eine bleiche zitternde Frauengestalt, die geisterhaft um sich blickte, lag in seinen Armen.

„Reginald!“, schluchzte sie still und verabschiedete ihr blaßes Antlitz an des Bruders Brust.

Frau Wiedinger sank ohnmächtig am Boden. . .

Ein Auto, das vor dem Pier am Straßenrand gestanden, nahm Reginald und die beiden Frauen auf und brachte sie rasch in ihr Heim. Auf der Fahrt wurde kein Wort gewechselt. Reginald hielt mit beiden Händen Ethels Rechte frampfhaft fest, als wollte er die Wieder-gefundene niemals wieder loslassen, und Frau Wiedinger lag stumm und totenbleich neben ihm, während unendliches Weh ihr Herz auszuwachen frampfte. Der Diener Reginalds empfing sie im Fluß des Hauses und die beiden Frauen schritten in das hellereleuchtete Speisezimmer, wo ein Mahl für die Familie vorbereitet stand.

Benachbarte Schwestern herrichte in dem Raume. Frau Wiedinger sank in ein Fauteuil und schloß mit lauten Aufschlüssen beide Hände vor ihr Gesicht. Unauffällig rollten nun ihre Tränen um den verlorenen Sohn, während Ethel sich ihr zu Füßen warf.

„Mutter! liebe Mutter“, rief sie bebend, „nehmen Sie mich für den verlorenen Franz, lassen Sie mich Ihre Tochter sein!“

„Und mich Ihren Sohn“, flüsterte Reginald hin-zu. „Ich will für Sie sorgen!“

Ein dankbarer Blick Frau Wiedingers war die Antwort. Sie konnte noch nicht fassen in ihrem unfaßbaren Schmerz, der nun doppelt weh tat, da sie die letzte schmerzliche Hoffnung verloren hatte ihren Franz wieder zu sehen. Wenn sie auch zwei andere brave Menschen an seiner Stelle fand, die ihr alles lieb und die für sie sorgen wollten, ihr Sohn, ihr Franzl, konnte ihr doch nicht ersetzt werden.

Sie drückte einen liebevollen Kuß auf Ethels Haupt, drückte Reginald, der zu ihr herangetreten war, sanft die Hand und erhob sich mit einem tiefen Seufzer.

„Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's ge-nommen. . . .“ sagte sie leise.

„Der Name des Herrn sei gelobt“, schloß Reginald.

Ethel erwiderte wie im Fieber.

„Bist du nicht wohl?“ fragte Reginald besorgt; „vielleicht solltest du zur Ruhe gehen?“

„Es ist nichts“, erwiderte sie fest, während ihr Körper bebte, „nur die schredliche Erinnerung.“ Sie blickte starr vor sich hin.

Frau Wiedinger freilich beforat die blaffen Wangen.

„Lege dich zu Bett, mein Kind; du wirst Ruhe brauchen nach dieser schredlichen Reife.“

Reginald faßte sie unter dem Arm und ge-leitete sie in ihr Schlafzimmer, nachdem sie sich von der Mutter mit einem scheuen Blick verabschiedet hatte. Frau Wiedinger blieb allein im Zimmer, dessen Tafel unberührt gelassen war und verank in tiefen Nachdenken. Was in dieser letzten Stunde auf sie eingebrungen, war alles so fremd, so eigenartig, daß sie sich förmlich bedrückt fühlte. Es lag wie ein Geheimnis über Ethel, über sollten dies nur die Schauer des Todes sein, welche die Braut ihres Sohnes umfassen hatten?

Sie leuchtete auf. Nun stand sie allein in der Welt, wohl vertort und sicherlich auf betret von den zwei Menschen, die ihr das Schicksal für ihren Sohn egeben, aber sie hätte tausendmal lieber mit ihrem Franzl tot und Elend ge-tragen in jener lichten freundlichen Stube ihrer Vaterstadt Wien, die mit einem Male lebendig vor ihrer Seele stand.

Eine Träne der Wehmuth blinkte in ihrem Auge und sie ließ sich finnen wieder in das Fauteuil sinken. So fand sie Reginald, der nach

einer zu
Schwester
tiefen Gr
in stumm
Regin
am kämpf
„Arm
„Was
„Ich
es hat U
die beider
„Hat
„Nein
heute wo
Wollen G
etwas
Die
„Schl
könnitel
beiten; b
die Leben
Sie ei
Hand un
den Tisch
dieses He
bande un
Es mo
Er lö
fiebernde
wurden.
zweifl un
die Auge
ihm das
Ereignis
zens Mu
Geschid
er noch
jener Reig
Regin
sinken, di
gestiehl
Nun
Grunde i
in ihrer
dieses un
Da tr
Schuk!
Regin
Tod, und
war. Eth
sich nun
Er fri
Ethels G
auf dem
rauchende
das rote,
„Verz
büße für
Reginal
er sah, d
ein Heber
und sie m
In sei
Träne. C
das Bett
Schlüssel
horchte e
doch dort
schlafen.
hört, was
Schritten
nahm sein
der Toten
Der M
er seine U
Dann
in kurzen
habe. Ihr
gewesen.
Dem
latonisch
gestern m
nicht erid
Das T
seinen Sch
Frau Wei
aufgenom
verloren.
Schwäger
tiefere Gr
er selbst
Mit einem
wandelte si
gewöhnlich
Der T
ein Opfer
Geheimni
nalds.
F r i
Der M
fahrt berei
giere, Geph
hin und he
anweisend.
Trübel, d
mit seinen
goleitet.
men, sich u
Trennung
dieses beru
morgen da
Die Lok
duld zähme
Nacht und
zum Abgan
wagen stan
denen die
nehme Ab
lebens bede
erst am R
Zukunft em
Aus der
auf den
gierig, teils
ihnen folat
farrten und
hin.
„Schlafe
sagte der St
ganten Glo
erfahren
An sein
tergen, ein
dem unverl
bürgen al
mantel, W
Ueberflüssi
es ihrer B
zum ersten

Wendung
Amerika,
an gar
Monaten
lein . . .
Ocean,
fühleren
gehe. Die
Feilen
as feinen
wage es
Aus-
hm die
Geg-
in
prillagen
der Regi-
einde von
Ethel Be-
nen wolle
ork be-
geachtet
aufkünf-
erfüllte er
de, sollte
Wochen
hm seine
r und
bedenheit
am 12.
aufhamp-
die Tage
wahren
baukunst
Himmel
ensnach-
erge zu-
vollkom-
über mit
s er ihre
Tage
gredliche
t, alles
chwieger-
es nicht
te sie so
zweifeln
gramme,
Bureau
en Tage
die Ge-
a leben-
schritten.
a ganzes
ängstlich
alt, die
rmen.
verarab
oden . .
Strahen-
beiden
heim.
Re-
Rebie
ieder-
au Wie-
am ihm,
ammen-
ie im
hritt n
n Wahl
in dem
fauteuf
Hände
um ihre
d Ethel
bedend,
Franz,
ald hin-
s war
chen in
st wof
verloren
enn sie
Stelle
torgen
r doch
Ethels
etreten
einem
at's ge-
schloß
bevorat;
end ihr
erung.
lassen
st Ruhe
nd ge-
sie sich
verab-
lein im
en war
in dieser
alles so
bedrückt
Ethel,
es kein,
hatten?
in der
betreit
nd für
endmal
nd ge-
e ihrer
ebendig
ihrem
das
er nach

einer kurzen Weile zurückkehrte, nachdem er die Schwester zur Ruhe gebracht. Sein Antlitz drückte tiefen Ernst aus, als der Blick Frau Weidingers in stummer Frage auf ihn fiel.
Reginald lenkte das Haupt und schien mit sich zu kämpfen, ob er reden wollte.
„Arme Mutter!“ rief er aus.
„Was gibt es denn?“ hauchte sie erbleichend.
„Ich weiß es nicht, Mutter! Aber mich dünkt, es hat Unglück gegeben, noch bevor der „Titanic“ die beiden aufgenommen.“
„Hat Ethel etwas gesagt?“
„Nein; aber ich glaube es zu fühlen! Doch heute wollen wir weder uns noch Ethel ausdenken. Wollen Sie nicht schlafen gehen, Mutter, oder etwas essen?“
Die Mutter schüttelte ablehnend den Kopf.
„Schlafen — Essen, glaubst du, daß ich das könnte! Aber ich will in meine Stube gehen und beten; beten für meinen toten Sohn und für — die Lebenden!“
Sie erhob sich. Reginald küßte ihr zärtlich die Hand und geleitete sie hinaus. Dann trat er an den Tisch, zündete eine Zigarre an und zog ein dickes Heft aus der Tasche, das mit einem Seidenbande umwickelt war.
Es war Ethels Tagebuch!
Er blätterte das Band und begann zu lesen, mit fiebernden Wangen, die abwechselnd rot und blaß wurden. Doch er las und las! Die Uhr schlug zwölf und noch immer lag er unter der Lampe, die Augen gierig auf die Schrift gerichtet, welche ihm das Schicksal seiner Schwester enthüllte, die Ereignisse taum eines Jahres, seit er mit Franzens Mutter in Wien verlassen. Welche ein Gedicht, welche Fülle von Ereignissen, die weder er noch die Mutter geahnt, und die das Leben jener beiden so schrecklich beeinflusst hatten.
Reginald ließ einen Augenblick die Hand sinken, die trampfhaft das so unelastische Tagebuch festhielt.
Nun las er unglücklich Franz auf dem Grunde des Meeres, während Ethel das Unheil in ihrer Brust verschloffen trug, dessen Reize dieses unheimliche Buch von ihrer Hand war . . . Da kratzte in der Stille ein kurzer, scharfer Schuß!
Reginald sprang entsetzt auf, blaß wie der Tod, und er wachte ahnungslos, was geschehen war. Ethel hatte ihm das Tagebuch gegeben und sich nun . . .
Er stürzte die Treppe empor, riß die Tür von Ethels Gemach auf und fand sie im Nachtgewand auf dem Boden liegen. Neben ihr lag der noch rauchende Revolver, und aus der Schläfe rann das rote, warme Blut.
„Verzeihung!“ hauchte die Sterbende, „ich blühe für meine Sünden!“
Reginald stürzte sich auf die Sterbende, aber er sah, daß hier jede Hilfe vergeblich war. Noch ein fliehender Blick aus Ethels brechendem Auge und sie war tot.
In seinem überrohen Schmerz fand er keine Träne. Er hob die Entsetzte auf, legte sie auf das Bett und verschloß dann das Gemach, dessen Schlüssel er zu sich nahm. Im Vorübergehen horchte er an dem Zimmer Frau Weidingers, doch dort war es ruhig. Die Frau schien zu schlafen, aber sicher hatte sie nichts von dem gehört, was soeben vorgefallen war. Mit festen Schritten ging er in das Speisezimmer zurück und nahm seine Lektüre wieder auf — das Tagebuch der Toten, die sich selbst gerichtet hatte.
Der Morgen arauete um Fenster herein, als er seine Lektüre beendet hatte.
Dann wachte er Frau Weidinger und teilte ihr in kurzen Worten mit, daß sich Ethel erschossen habe. Ihr letztes Wort sei ein Gruß an die Mutter gewesen.
Dem Polizeirevier telephonierte Reginald lakonisch: „Ethel Butler, West 79, Straße 385, gestern mit „Carpentaria“ gelandet, hat sich heute nacht erschossen.“
Das Tagebuch der Unglücklichen schloß er in seinen Schreibtisch ein.
Frau Weidinger hatte die Nachricht fast apathisch aufgenommen. Hatte sie ihren geliebten Sohn verloren, so lag ihr an dem Besitze einer Schwelgerei nichts und sie hörte, fast ohne tiefere Erregung, Reginalds Mitteilung an, daß er selbstverständlich die Sorge für sie übernehme. Mit einem stummen Händedruck dankte sie und wandte sich, als wenn nichts geschehen wäre, ihrer gewöhnlichen häuslichen Tagesarbeit zu.
Der Totentanz des „Titanic“ hatte eben noch ein Opfer verschlungen und der Schlüssel des Geheimnisses lag in der Schreibtischlade Reginalds.
Erstes Kapitel.
Frühlingstage der Liebe.
Der Nachtzug der Westbahn stand zur Abfahrt bereit. Am Perron drängten sich die Passagiere, Gepäckträger und die Zugbegleiter schossen hin und her, da und dort lustig gehend, Blöße anweisend. Es herrschte der gewöhnliche laute Trudel, der gerade diesen internationalen Zug mit seinen Anschlägen nach Paris und London begleitet. Da sah man einzelne Paare Abschied nehmen, sich umschlungenhaltend als gälte es eine Trennung für immer — dort die hübschen Händedrücker berufsmäßiger Reisender, die heute da, morgen dort weilten.
Die Lokomotive pfauchte, als ob sie ihre Ungeduld zähmen müßte, hinauszufahren in die dunkle Nacht und doch fehlte noch fast eine Viertelstunde zum Abgang des Zuges. Vor den beiden Schlafwagen standen Gruppen plaudernder Passagiere, denen die bevorstehende Reise nur eine angenehme Abwechslung ihres sorglosen Alltagslebens bedeutete, während so mancher einsam und ernst am Kupefenster saß, der wohl einer neuen Zukunft entgegenfuhr.
Aus dem Wartesaal trat jetzt eine Gesellschaft auf den Perron, vier Personen, die teils neugierig, teils bekommen, um sich sahen. Hinter ihnen folgte der Gepäckträger mit seinem Rollkoffer und wies sie auf den ersten Schlafwagen hin.
„Schlafwagen nach Blythingen, zwei Plätze!“ sagte der statische junge Mann, der in seinem eleganten Gilet und Reifemantel den erfahrenen Weltmann verriet.
An seiner Seite stand ein freundliches Mütterchen, eine etwa fünfzig Jahre alte Frau, mit dem unverkennbaren Lippus der Wiener Kleinbürgerin aus der Vorstadt, die gleichfalls Reifemantel, Plaid und so manches Notwendige und Ueberflüssige in beiden Händen trug. Man sah es ihrer Befangenheit deutlich an, daß sie wohl zum ersten Mal eine große Reise antrete und daß

sie zu diesem Wagnis der Erfahrung und Gewandtheit ihres Begleiters sehr bedurft.
Die anderen beiden Personen der kleinen Gesellschaft waren das gerade Gegenteil jener zwei — ein junger Mann, sichtlich ein Wiener, mit dem heiteren offenen Blick, den jedes echte Kind dieser Kaiserstadt in seinem Antlitz trägt, und eine junge Dame, deren Züge unverkennbar bewiesen, daß sie die Schwester jenes Amerikaners sei.
„Bleibt ein wenig hier,“ sagte der junge Reisende, indem er die Stufen zum Schlafwagen hinaufstieg, „ich will nur unsere Plätze belegen; dann plaudern wir noch ein wenig miteinander.“
Er sprach deutsch, das aber den andern schon vertraut schien, und verschwand hierauf in das Innere des groß beleuchteten Waggons. Die alte Frau stand stumm neben den beiden mit ihr Zurückgebliebenen und sah wehmützig auf den jungen Mann, der ernst und nachdenklich vor ihr stand.
„Mutter! wie ist Ihnen denn zumute?“ fragte er mit lustiger Stimme, die aber doch eine zitternde Befangenheit spüren ließ.
Zwei stille Tränen, die aus den Augen der Mutter flossen, waren die Antwort.
„Es ist ja doch nur für kaum ein Jahr, daß wir auseinandergehen“, fiel die junge Amerikanerin ein. „Dann sind wir drüben wieder vereint und wollen uns niemals wieder verlassen!“
„Ein Jahr ist eine lange Zeit“, erwiderte die Mutter, „wer weiß, was da alles geschehen kann!“
„Was soll denn geschehen, Mutter!“, rief der Sohn aus, „dir wird's drüben gut gehen bis dahin und uns.“
Er sah mit einem liebevollen Blick auf die schöne, junge Dame, die rot wurde und der Mutter Hand ergriß, die sie innig küßte.
„Aber na, Ethel“, sagte diese, „das net!“
Sie zog die Hand zurück und umarmte Ethel mit einem innigen Kuss.
Der Sohn lag gerührt auf die beiden und kämpfte die Rührung nieder, die ihn ergriß und sein Herz bis zum Hals hinauf schlugen ließ.
„Mutter! es muß ja alles gut werden!“ sagte er, „so schön, wie wir vier uns gefunden — da muß ja das Schicksal das beste und freundlichste sein!“
„Geh's Gott!“ sagte die Mutter mit tränen-erfüllter Stimme, „i weiß ne, mir is hal allemell, als ob wir doch net hätten weg sollen von unserer lieben, guten Heimat, von unserem Wien, wo wir so gut und glücklich gelebt haben.“
„Meinst net, Mutter!“, fiel der Sohn ein, „daß es uns drüben noch viel besser geh'n wird. Wenn die Ethel mit mir hinüberkommt.“
„Wenn's nur schon so weit wär“, seufzte die Mutter aus. „Aber du bleibst jetzt mit ihr allein.“
„Ich glaub' halt immer, es ist doch nicht recht von uns!“
„Mutter!“ rief Ethel mit vorwurfsvollem Tone.
„Na ja“, begütigte diese reich, „ich weiß, der Franz ist ein braver, charaktervoller Bub' und du bist so gut, daß ich mir's net besser hält' wünsch' können.“
Franz biß sich die Lippen und sah befangen vor sich hin.
Der junge Amerikaner sprang jetzt behend die Stufen des Waggons herab und sah lachend auf die ernste Gruppe.
„Ich glaube, der Abschiedsschmerz drückt euch zu sehr“, rief er heiter.
Statt einer Antwort blickte Franz auf die Bahnhofsbuhr.
„Noch sieben Minuten“, sagte er in apertem Tone.
„Zeit genug, um sich zu trösten“, rief der Amerikaner: „Kopf hoch und lustig dreinschauend — es ist ja nur für eine kurze Zeit, für die wir uns verlassen!“
„Sei ernst, Reginald!“ mahnte die Schwester, „für uns ist es nicht so leicht, wie für dich!“
„Es soll aber leicht sein für euch! Ich lasse Mr. Franz meine liebe Schwester, er mir dafür seine liebe Mutter — Welt, ein besseres Tauschgeschäft kann es nicht geben!“
Franz schelte zu dem Scherz und sah seiner geliebten Mutter ernst in die Augen. In seinen Gedanken lag mehr, als Worte hätten sagen können: treue Kindesliebe und das Verprechen, alle guten Lehren des Mutterherzens treu zu bewahren.
Die Mutter verstand diese stumme Sprache seines Herzens und sie blickte ihn innig an.
„Mein Franz! Bleib auf und brav und was auch geschehen mag, denk' immer an die Mutter!“
Beide schluckten, als sie nun in die Arme sanken und sie schienen die Umarmung gar nicht beenden zu wollen. Die beiden anderen sahen ruhig auf sie.
„Bitte, einsteigen!“ schnarrte jetzt der hastig vorbeieilende Kondukteur.
Ethel ergriß sanft der Mutter Hand und diese zog das ernst blickende, schöne Mädchen an ihre Brust.
„Mein Kind, ich lass' dir mein Teuerstes auf der Welt, mein Franz!“, sagte sie mit halberstimmter Stimme.
„Er soll auch mir das Teuerste auf der Welt sein“, war ihre mit festem Tone ausgesprochene Antwort.
Sie küßte die Mutter lange und fest, dann tauschte sie mit dem Bruder den letzten Abschiedskuß.
Reginald und Franz drückten sich fest die Hand, dann wandte sich der erstere an die Mutter, um ihr bei dem Einsteigen behilflich zu sein.
Noch einmal schloß Franz seine Mutter in die Arme. Seine Augen standen voll Tränen und er war keines Wortes mehr mächtig. Noch ein letzter brennender Kuss, in dem er all seine Liebe, seinen heißen Dank für alles zum Ausdruck brachte — ein Handkuss Ethels und die beiden Reisenden stiegen in den Waggons.
Franz und Ethel traten einen Schritt zurück. Krachend wurden die Türen der Waggons zugeschlagen.
Reginald und Franzens Mutter standen an dem Fenster des Waggons — ein kurzer Blick der Lokomotive und der Zug lehte sich in Bewegung.
Ein leiser, kaum hörbarer Aufschrei der Mutter, ein tiefer Seufzer Franzens, der sich förmlich angußte an Ethels Arm kammerte und zwei Menschenpaare waren voneinander geschieden, die diesseits und jenseits des großen Ozeans ihr glückliches Geschick erwarten wollten, das sie im nächsten Jahre für immer vereinigen sollte.

Für immer vereinigen — wach! Idone Hoff-
nung, die nur zu arg zerstört werden sollte.
Eine unausgesprochene Ahnung davon bedrückte die beiden Wiener Herzen, deren eines jetzt auf den blinkenden Schienen nach dem fernen Westen zog und deren anderes stumm und bange auf dem Perron schlug . . . Nur der nervenstarke Reginald und seine ähnlich geartete Schwester Ethel waren fest und ruhig geblieben, eine Eigenart der amerikanischen Rasse, die vielleicht weniger Herz aber dafür mehr Nerven besitzt.
„Komm, Franz, wir müssen gehen“, war das erste Wort, das dessen peinige Befangenheit unterbrach.
Ohne zu denken, hatte er dem ausfahrenden Zuge nachgeblickt, als dessen rote Lichter schon längst in der Ferne verschwunden waren und sein Herz hatte sich in dem herben Schmerz der Trennung von seiner Mutter zusammengetrampt. Seit dem Tage seiner Geburt war er kaum einige Wochen von ihr ferne gewesen und jetzt . . . Ethel sah ihn bekümmert an, doch wagte sie seinen kummern Schmerz nicht zu stören. Erst als die letzten Leute vom Perron verschwunden waren und die Bahnbediensteten das stumme Paar mit sonderbaren Blicken betrachteten, wagte sie es, ihn anzusprechen.
Franz gab sich einen Ruck, drückte die in seinem Arm ruhende Hand Ethels und sie gingen von der Stelle fort. Erst als sie vor dem Bahnhof standen, wo die Waggons und Autos lärmend ab- und zufuhren, kam er wieder zu sich. In der nahen Mariaböserstraße gellten die Glocken der Straßenbahn, ein Stadtbahnzug rollte schnaubend darüber, und die elektrischen Wagenlampen leuchteten hell.
Ethel schien eine Bemerkung machen zu wollen, aber sein furchtbarer Ernst schloß ihr die Lippen und sie schaltete kaum merklich.
Wenn Franz dafür Augen gehabt hätte, wäre ihm in diesem Augenblicke wohl ein Blickstrahl der Erkenntnis aufgefliegen — das überlegen lächelnde Gesicht des Mannes! Aber er sah nicht ihr diabolisches Lächeln, er fühlte nur den warmen Arm Ethels, der sich eng an ihn drückte und der Schmerz um die ferne Mutter begann das seltsame Bewußtsein zu überlitten, daß dieses jugendliche, blühende Mädchen ihm nun sein alles wäre, sein Glück seine Hoffnung, seine Zukunft.
„Ethel, sagte er plötzlich, aus seinem Sinnen erwachend, „wir werden recht glücklich sein!“
In seiner Stimme lag keine Frage, kein Zweifel, sondern die feste Zuversicht des ehrlichen, treuen Menschen, der kein Falsches kennt.
Ethel lächelte. Diesmal ein bezauberndes, liebevolles Lächeln, das Franz förmlich selig machte.
Dankbar sah er sie an und jetzt erinnerte er sich, daß sie den weiten Weg in die Violettstadt doch nicht auf zu Fuß machen konnten.
„Fahren wir nach Hause?“ fragte er.
„Wenn es dir nichts macht, Franz, so möchte ich lieber . . .“
„Was denn?“
„Ein wenig promenieren oder irgend wohin gehen, wo Musik ist, damit du besser Laune wirst.“
Franz biß sich die Lippen. Er war gerade nicht in der Stimmung, Musik zu hören, viele Menschen zu sehen; aber schließlich hatte sie wohl recht.
„Gerne“, sagte er nach einer kleinen Pause, denn er fühlte, daß, wenn er jetzt in seiner Stube wäre, er doch nichts anderes sprechen würde, als von der lieben Mutter und von der Zukunft, die wie ein Buch mit sieben Siegeln vor ihm lag.
„Wo wohin?“ fragte sie lustig. Offenbar fühlte sie schon in diesem Augenblicke den ersten kleinen Triumph, daß sie — das Weib — über den liebenden Mann errungen dem wohl nichts ferner gelegen, als in dieser Stunde lärmendem Berognien nachzugehen.
„Wohin du willst, mein Schatz!“
Sie antwortete nichts darauf, und so schritten sie denn wortlos die lange Mariaböserstraße hinunter. Franz in tiefes Sinnen versunken, Ethel munteren Blickes und sie fühlte sich stolz. So oft ein Passant mohlschallig auf sie und ihren Begleiter blickte, die man wohl für ein lebenslustiges Pärchen hielt. Sie kamen so bis zur Rinastraße und vor einer Antikundianssäule in der Meez blieben sie stehen.
„Riditia, wohin gehen wir?“ fragte Franz nun, als hätte er sich jetzt erst an die wenigen Worte von vorhin erinnert.
Sie überflogen die Plakate der verschiedenen Veranagnostale, die ihren Gästen die Nachtstunden zum Tage machen und sahen dann einander freudig an.
„Gehen wir in ein kleineres, intimes Lokal“, schlug Franz vor, „ich kann heute wirklich nicht viel Menschen um mich sehen, gerade heute nicht!“
„Also vielleicht ins Chapeau rouge? Die Zigeunermusik wird dich auf andere Gedanken bringen.“
Franz nickte zustimmend und in wenigen Minuten traten sie in das blinkende, lichtgefüllte Glasseffem ein, das von einer eleganten Menge gefüllt war. Damen in vornehmen Soireetouletten, die Herren im Smoking, dazwischen ein paar Brodinger in minderem Glanz, die auf den lauten Wandbänken herumlehnten und an den zierlichen Tischchen ihre Getränke schlürften.
Ein kleines Getuscheln, das eben frei wurde, nahm sie auf und sie sahen nahe der Zigeunerkapelle, die gerade eine ihrer sentimentalen ungarischen Weisen spielte. Franz befaß dem Kellner einen Kaffee. Ethel bestellte ein heimliches Getränk, einen Sherry Cobler, und sie blickte neugierig im Saale umher, um die Gäste zu betrachten. Franz blickte still auf die Musikanten, deren Fiedeln und Zimbals sanzen und lauchten und klangen. . . Auch die Gäste interessierten sich für das neuangekommene Paar, den ernstlichen jungen Mann und das so selbstbewußt um sich blickende schöne Mädchen, und mancher neugierige Blick blieb an Ethel hängen. Franz bemerkte es nicht, aber Ethel schien sich in der Bemerkung der Herren in der Neugier der Damen, unheimlich wohl zu fühlen. Kaum eine Stunde war vergangen, seit sie von ihrem Bruder und der Mutter ihres Bräutigams Abschied genommen und schon dachte sie kaum mehr ihrer. Der Glanz der noblen Gesellschaft, die sinnbetörende Musik, das lebhafte Leben und Treiben im Hintergrunde des Saales, wo diskrete Paare Vertreter der

bezauberndes, beruhigendes für mich. Und wie fühlst du dich, mein Schatz?“
„Recht glücklich, da du bei mir bist,“ sagte sie mit einem bezaubernden Lächeln.
Die Musikkapelle stimmte eine Operetten-
poisourri an. Gäste kamen und gingen, lachend und plaudernd. Da ein prächtiger, junger Kavallerist in vornehmer Damengesellschaft, die es sich nicht interessierte, ein Stück großstädtischen Nachtlebens kennen zu lernen, dort eine überlaute Theaterdame mit einer ganzen Cortege von Verehrern, ein paar junge Kavallerieoffiziere, welche die Dede ihrer Provinzgarison mit einem lustigen Urlaub in Wien vertauschten . . . Die Champagnergläser klirrten, die Zigeuner fiedelten, so daß das ganze Lokal mit Parfüm und Zigarettenrauch, mit Singen und Lachen mit Laune und Lust erfüllt war . . .
Selbst Franz hatte seine ernste Stimmung verloren und er blickte lachend auf seine Uhr.
„Schon drei Uhr vorbei!“ rief er in heiterer Bestürzung.
„Und die liebe Laune auch“, sagte Ethel lachend. „Nun können wir aber gehen!“
Franz rief den Kellner, warf den Zigeunern ein Geldstück zu und sie schritten auf die Gasse hinaus. Eine herrliche Mondnacht war es, die Sterne blinkten freundlich herüber und beide waren in glücklicher Stimmung. Er nahm einen der draufstehenden Wagen und sie fuhren schweigend, aber mit heiteren Mienen, ihrem Heim zu.
Der Hausbesorger, der ihnen öffnete, schüttelte den Kopf, während die beiden die Treppe emporstiegen und machte sich wohl sonderbare Gedanken darüber, daß das junge Paar nunmehr allein in der Wohnung haufen sollte, wo bisher die Mutter, die alte Frau Weidinger, mit feierlicher Hand die Wirtschaft geführt.
„Was geht's mit an“, murmelte er, als er in seiner Stube war . . .
Ethel und Franz waren in ihrer Wohnung. Er machte sich im Vorzimmer Licht und half ihr, die leichte Sommerjacke ablegen. Dann trat er vor sie hin, fachte sie bei beiden Händen und sah sie liebevoll an.
„Gute Nacht, Ethel!“ sagte er mit etwas heiserer Stimme.
Ethel sah ihn verwundert an.
Er zog sie an sich und drückte einen langen, innigen Kuss auf ihre Rechte, dann rief er freundlich „Auf Wiedersehen, beim Frühstück!“ und ging in sein Zimmer.
Ethel blickte erstaunt vor sich hin, stampfte etwas mutwillig mit dem Fuße und ging dann mit raschen, kurzen Schritten in ihr Zimmer, dessen Türe sie ziemlich hart aufschloß . . .
In der Wohnung war es still, nur aus der Dienstkammer hörte man die lauten Klänge des Dienstmädchens, das Frau Weidinger in der Vorwoche für die „neue Wirtschaft“ aufgenommen hatte. Ethel ging noch einige Male hin und her, dann drehte sie den Schlüssel zu und beugte sich zur Ruhe. Bald lag sie in festem Schlummer und liebliche Träume von Lebensfreude und Genuß umgüllten sie.
Franz trat an sein Fenster und blickte sinnend zum Sternenhimmel hinauf. Sein Mitterlein tat wohl daselbst am Fenster ihres Schlafwagons — das fühlte er auch und suchte den Stern, auf dem wohl soeben auch das liebe Mutterauge ruhte, als könnte er ihr damit in das liebe, alte, treuerzogene Antlitz schauen, das ihm nun für lange, lange nachkommen mochte.
Etwas wie Neue flog in ihm auf, daß er so rasch bei Musik Tröst und Bezaubernd gefühlt hatte, aber sie hatte es gewollt, seine Ethel, an der er mit offen Katern seines treuen Herzens hing.
Wie das nur alles so gekommen war?
Kaum drei Monate waren es her, seit Ethel Butler, die an der Wiener Universität Medizin studierte und bis dahin in einer Pension gewohnt hatte, bei seiner Mutter das Zimmer gemietet hatte und zu ihnen gezogen war. Bis dahin hatte Frau Weidinger immer nur Zimmerherren gehabt, aber die robuste, junge Amerikanerin, die am Tore den Antel oeleiten hatte, schloß das Zimmer für einen Herrn zu vermieten“ gefiel ihr gleich so auf, daß sie sofort „Ja“ sagte und der jungen Dame das Zimmer überließ. Ethel vereinbarte auch, das Frühstück bei ihr zu nehmen, das sie auf bezahlte, und die kleine Mehreinnahme war Frau Weidinger sehr willkommen, da sie nur die farge Pension bezog, die ihr als der Witwe eines beiseidenen Staatsbeamten zukam. Ihr Sohn Franz, der die berühmte Wiener Kunstgewerbeschule mit glänzendem Erfolge absolviert hatte, war seit einem Jahre in einer großen Unfall beischäftigt, bezog aber vorläufig nur ein kleines Gehalt, das eben nur hinreichte, seinen persönlichen Bedarf zu decken.
Die neue Mieterin brachte gute Stimmung in das ruhige Heim der Witwe; die Frühstücksstunde war stets voll Laune und Heiterkeit, so daß Ethel bald auch daran ging, die Abendmahlzeit mit Mutter und Sohn zu nehmen. Franz und Ethel traten sich unter den Augen der Mutter immer näher und nach kurzer Zeit war sein Herz ihr ganz eigen! Das lustige, aber etwas tofette Mädchen fand Gefallen an dieser ihr fremden, spießbürgerlichen Romanistik und so erklärte sie sich ernstlich bereit, Franz zu heiraten, sobald beide die Grundlagen für ihre Zukunft geschaffen hätten. Sie hatte dies ihrem Bruder Reginald in einem Brief mitgeteilt, der nach ihrer entschlossenen Art keinerlei Widerspruch zuließ und dieser — ein aufstiegender Ingenieur einer New Yorker Automobilfabrik — war reich dabei, seine Schwester zu besuchen, die ganze Sache kurz und klar in Ordnung zu bringen und mit echt amerikanischer Energie ward innerlich weniger Tage das Schicksal besiegelt. Reginald nahm die Mutter sofort nach New York mit und das junge Paar sollte nach Abschied von Ethels Studien nachfolgen. . .
Franz' treuerzogenes Wesen . . . daß seine Liebe von Ethel gleich tief empfunden und erwidert werde und welches liebende Herz schwärmt nicht auf das, was es glaubt . . .
Nun war die Mutter auf dem Wege nach Amerika und im Zimmer nebenan schlummerte die treue Geliebte, die jetzt im Traume wohl seiner dachte. Er blickte besesselt zum Himmel

empor, als wollte er dem Schöpfer für all das Glück danken, das er sich in der Zukunft immer noch schenken und soviel ausmalte.

Langsam ging er vom Fenster weg, schaute noch einmal, ob er nichts hörte; doch Ethel schielte bereits. Dann ging er zu Bett, betete innig zum Himmel für seine teure Mutter, für seine Ethel. Die ersten Strahlen der Morgensonne drangen schon ins Gemach, als er noch wach lag, dann sank er, ermüdet von allen Eindrücken der letzten Stunden, in unruhigen Schlummer. Es, der sonst ruhig wie ein Kind dalag, weil er die guten Augen seiner Mutter in seiner Nähe wachte, wachte sich in bösen Träumen hin und her. Seine Lippen pressten sich zusammen und seine Hände verzerrten sich.

Im Traume sah er seine Mutter mit Regatta auf hoher See, aber nicht im großen Dampfer, sondern in einem kleinen Boot, das auf den Rücken der Wogen hin und her tanzte und das im nächsten Augenblicke von diesen Wellen umschlungen werden mußte. Er schrie laut auf und — erwachte!

Die Sonne lachte hell zum Fenster herein und er war in seinem Zimmer. Es war sieben Uhr und die Mutter mußte schon über der deutschen Grenze sein, gut geboren in Reginalds Hut.

Im Nebenzimmer hörte er jetzt Ethel lustig trällern — nun lachte er hell auf. Träume sind Schäume! Die Sonne und das Leben lockten und hielten ihn in die Stube, wo Marie bereits für das Frühstück gedeckt hatte — das erste, das er mit Ethel allein nahm. Diese trat strahlend und heiter ein, bot die rosige Wange zum Kuß und lächelte plaudernd tranken sie den duftenden Kaffee.

Ralph nahm er dann Abschied — um acht Uhr mußte er in der ziemlich weit entfernten Werkstätte sein — ein Kuß, ein freundliches Nicken und davon war er.

Auf der Treppe begegnete ihm der Hausbesorger, den er in seinem Glücksgefühl besonders herzlich grüßte. Dieser blickte dem Davonschwindenden nach.

„Na freilich, der kann leicht fidel sein!“ sagte er und lächelte unter seinem Schnauzbart.

Zweites Kapitel.

Die ersten Wochen.

Der nächste Sonntag war ein Frühlingstag, wie er so schön und warm nur in Wien sein kann. Die Sonne lachte heiter vom Himmel herab, von den Höhen des Wienerwaldes strich ein warmer Frühlingsschauer hernieder, der in die Straßen und Gassen, in die Häuser und in die Herzen drang und so eine echte rechte Sonntagsstimmung schuf.

Franz und Ethel hatten die ersten Tage ihres Alleinseins in der Wohnung hinter sich. Wohl hatten sie es gekostet und aus manchen Blicken der Nachbarsleute auch gemerkt, daß man die Situation mit einem gewissen misgünstigen Vorurteil betrachtete, aber sie gingen darüber um so ruhiger hinweg, als sie sich nicht das Geringste vorzumerkten hatten. Etwas näher ging es Franz allerdings, daß seine Kollegen in der Werkstätte ihn und das boshafte Anspielungen und Scherze machten, doch er wies diese mit Ernst und Gelassenheit zurück. Ethel, die außer dem Hause wenig Verkehr hatte, hielt sich völlig reserviert und ging ebenso ruhig und gemessen ihre Wege zur Universität und auf die Klinik, wie sie es früher getan.

Der erste Sonntag ihres Alleinseins war da und sie lagen an dem Frühstückstisch, auf dessen Gläsern die Sonne hell widerstrahlte, als wollte sie die beiden hinaus ins Freie laden.

Franz begrüßte sie in fröhlichster Laune und Ethel drückte ihm warm die Hand.

„Nun, heute keinen Kuß,“ fragte er lachend, „heute — am Sonntag?“

Stumm reichte sie ihm die Wange dar und er drückte einen langen Kuß auf dieselbe.

„Ich bin heute nicht ganz wohl, Franz,“ sagte sie in mildem Tone, „ich habe Kopfschmerz; wohl weil ich gestern Abend lange gelernt habe.“

„Armer Schatz! Und ich hatte mich so sehr auf den heutigen Sonntag gefreut, den ersten Tag, an dem wir uns ganz angehören können. Ich wollte hinaus ins Grüne, mit dir den herrlichen Tag genießen. . . Wolltest du das nicht auch, Ethel?“

„Gewiß!“ sagte sie kurz.

„Nun, dann packen wir uns nach dem Frühstück zusammen und wandern hinaus! Der schöne Tag im Freien wird dir tun, besser als das Zimmer mit den Büchern. Nicht wahr, mein Schatz?“

„Aber wir gehen wohin, wo es nicht allzu viele Leute gibt,“ fragte sie nach einer kurzen Weile.

„Wie du willst, Ethel, obwohl ich am liebsten wollte, daß viele Tausende, ja ganz Wien, es täte, wie glücklich ich an der Seite meiner holden Braut bin.“

Sohn Bild ruhte stolz im Bewußtsein des Besizes auf ihr.

„Du bist ein Schwärmer,“ sagte sie ruhig.

„Sie tranken ihren Kaffee, dann rief Ethel das Dienstmädchen, das ihr bei der Toilette behilflich sein sollte und sie gab Marie zugleich den Tag frei. Franz zündete sich eine Zigarre an und schritt ungeduldig im Zimmer auf und ab, während Ethel nebenan ihre Toilette vollendete.“

Nach einer kurzen Weile trat sie ein. Ein prächtiges, liches Kostüm, das sie entzückend kleidete, ein kleines, kokettes Hüchchen auf dem hübsch frisierten Haare, sah sie ganz reizend aus und Franz hätte sie am liebsten gleich umarmt und geküßt. Ethel mehrte sanft ab. Sie gingen nun.

Vor dem Tore standen einige Nachbarsleute, gute alte Bekannte, die Franz noch als kleinen Jungen gekannt, und diese sahen wohlgefällig auf das hübsche junge Paar. Die freundlichsten Wünsche begleiteten sie und als sie um die Ecke gebogen, steckten die Leute die Köpfe zusammen, um ihre Meinungen über die beiden auszutauschen. So viel Sympathie alle diese Leute vom Grund für Frau Weibinger und ihren Franz hatten, so wenig konnten sie die „holze Engländerin“ lieb gewinnen, die ihnen in ihrem Wesen und Gebaren so allzu fremd war und blieb.

„I man allaweil,“ schloß eine der Frauen die Rede, „es wird ja Guat tun — d's Fremde mit'n Franz! Und daß die Weibingerin gar nach Amerika gehen is; so was, das war no net da!“ Die Nachbarinnen schüttelten zustimmend die Köpfe, während der Hausbesorger langsam seine Pfeife auspackte und sagte: „Ma muach halt warten; im Borgus kann da Menich nit laagen!“

Ethel und Franz waren inzwischen bis zur Alsterstraße gelangt und hielten jetzt einen Augenblick inne, da sie noch gar nicht besprochen hatten, wohin sie ihre Schritte lenken sollten. Die Sonne schien warm und heiter und alle Vorübergehenden blickten mit Wohlgefallen auf das schöne, junge Paar, das unentfesselt vor der Kirche stand.

„Willst du einen Augenblick warten,“ fragte Franz, „ich will ein Gebet für meine Mutter verrichten, die heute so weit von uns ist.“

„Ich will daselbe tun,“ sagte Ethel und ein dankbarer Blick war ihr Lohn dafür.

Sie gingen die wenigen Stufen der Kirche empor und als sie in die kühle Halle derselben traten, war es Franz, als ob er das Auge seiner Mutter auf sich fühlte, die sich freute, daß er ihrer so liebevoll gedachte. Auch Ethels Mitgefühl stimmte ihn glücklich und in tiefer Andacht betete er zum Herrn des Weltalls, für die Mutter, die geliebte Braut und für sein eigenes Glück.

Ethel kniete andachtsvoll neben ihm und ihre Lippen sprachen gleichfalls ein stilles inniges Gebet.

Dann traten sie wieder auf die menschen-erfüllte Straße hinaus und gingen dem Schottenring zu, an dessen belebter Kreuzung sie einen Straßenbahnwagen nach Grinzing bestiegen. Von dort wollten sie in die grünen Weinberge hinaufwandern, zum Kahlenberg oder Roberg und auf das schöne Wien hinunter schauen, das sich mit seinem Häusermeer bis fernhin dehnte.

Da es Vormittag war, lag das freundliche Verden noch in beschaulicher Ruhe da und sie schritten seine Höhe hinansteigenden Gassen hinauf, zum Krappenhof und von dort aus den angenehmen Weg zur Höhe des Kahlenberges. Sie schritten, wenig sprechend, den Weg dahin, sahen sie und da entzückt auf die herrliche Landschaft zu ihren Füßen, deren Bild immer größer, umfassender wurde, und die wenigen Worte, die sie hie und da wechselten, gaben ihrer Seligkeit Ausdruck, miteinander so glücklich in dieser strahlend schönen Welt zu leben, die Herzen voll Liebe und Hoffnung künftigen Glücks.

Im Hotelrestaurant nahmen sie ihr Mittag-mahl ein. Sie saßen an einem Tische in der vorbersten Reihe, von dem aus der Blick die Donau und das Gewirr des Häusermeeres von Wien umfaßte, und sie sprachen den Speisen mit Appetit und Begehen zu. Besonders Franz fühlte sich ganz glücklich, um so mehr, als Ethel ihren Kopfschmerz verloren hatte. Er hob sein Glas und trank ihr lächelnd zu.

„Auf unser Wohl und auf das unserer Lieben über'm Meer!“

Ethel tat ihm Bescheid und blickte sinnend in die Ferne. Eine Kaste legte sich über ihre Stirne, die Franz ganz eigenartig berührte, hatte er doch diesen Ernst noch niemals in ihrem Anblick bemerkt. Er wollte fragen, was sie bedrückte, doch er wagte es nicht recht, ihr Schweigen zu unterbrechen.

Es war eine peinliche Situation, doppelt fühlbar, weil sie einer so fröhlichen Stimmung gefolgt war. Um sie wehte die frische Luft, zwitschernden munteren Vögel in den Zweigen und die wenigen anderen Gäste, die an entfernten Tischen saßen, lachten und plauderten vergnügt.

Franz lenkte auf.

Erstreckte fuhr Ethel aus ihrem Sinnen auf und wandte sich ihm zu. Ihr Blick schien von ihm Verzeihung zu erbitten, denn jetzt kam sie zum Bewußtsein, daß sie sich ihm zu lange und zu fühlbar entzogen hatte.

„Ich habe an meine Heimat gedacht,“ sagte sie, gleichsam sich entschuldigend.

„An deine Heimat?“ lächelte Franz, „gerade hier, wo meine Heimat, mein schönes Wien, so frisch und schön vor unseren Augen liegt. Freue dich doch lieber der schönen Gegenwart, Ethel, und laß das Sinnen und Denken sein — es entzweigt dich mir,“ sagte er mit leisem Vorwurf im Tone. Dann fachte er ihre Hand, die er liebte, und sah sie bittend, beinahe flehend an.

Ein Lächeln floß über ihre Lippen, die böse Kaste auf der Stirn verwand und sie blickte freundlich in die treuen Augen ihres Franz, der wieder auftraten war. Er bestellte schwarzen Kaffee und sie fachte nunmehr wieder vergnügt beisammen, plauderten heiter, sprachen von der Vergangenheit und schmiedeten Pläne für die Zukunft, wie es alle jungen verliebten Brautleute tun.

Die Stunden verfloßen und der frühe Nachmittag brachte viele Gäste auf den Kahlenberg, die teils zu Fuß, teils mit der Zahnradbahn und auch mit Automobilen dahinkamen. Der Restaurationsgarten begann sich zu füllen, eine Musikkapelle bezog den Pavillon und die Musikanten stimmten ihre Instrumente. Bald waren ihre Tische um sie besetzt und den Garten erfüllte das richtige Leben und Treiben eines Wiener Sonntags auf dem Kahlenberg. Die Kapelle spielte fröhliche Weisen, Kinder tummelten sich zwischen den Tischreihen und um den Musikpavillon umher; Familien und einzelne Paare unterhielten sich in vergnügtester Stimmung und die eifrigen Rechner schossen mit ihren Bierkrügen hin und her.

„Wollen wir gehen?“ fragte Franz, „es beginnt sehr voll zu werden.“

„Nein, bleiben wir,“ erwiderte Ethel, „es gefällt mir sehr gut hier.“

Franz war damit zufrieden und er freute sich, daß ihre böse Laune von früher vergangen war. Vor dem Restaurant hörte man das laute Tuten eines Automobils und bald trat eine Gesellschaft von drei Herren in den Garten, die mit lautem Ungehim herein kamen. Es waren Engländer oder Amerikaner, nach ihrer Sprache zu schließen und die Rechner beeilten sich, für diese Gäste, die sicher auch Trinkgelder gaben, bessere Plätze zu schaffen.

An dem Tische, wo Franz und Ethel seit der Mittagsstunde saßen, waren drei freie Stühle, der Rechner geleitete die Herren hin und rückte die Stühle zurecht.

„Die Herrschaften erlauben schon,“ sagte er zu Franz.

Durch die Störung etwas peinlich berührt, rückte Franz, ohne aufzustehen, seinen Stuhl näher an den Ethels, und er schien die unwillkommenen Tischgenossen nicht beachten zu wollen.

Doch plötzlich fuhr er rasch auf.

Der eine der drei Ankömmlinge hatte Ethel laut und freudig in englischer Sprache begrüßt. Franz erblickte im ersten Augenblick, doch er sagte sich sofort — Der Zufall mochte wohl einen Landsmann oder Bekannten Ethels hierher geführt haben. Er blickte rasch auf und sah den Sprecher an, der Ethel seine Hand entgegen-

streckte, welche diese vorlegen ergriff, und sie er-rötete, sich aber rasch wieder gefaßt hatte.

„Mister Ralph Sommerville, ein Studienkollege aus London,“ stellte sie den Engländer vor. Nach einer kurzen Pause sagte sie hinzu: „Herr Franz Weibinger, mein Bräutigam!“

Mit einem eigentümlichen Lächeln küßte Sommerville den Hut und reichte dann Franz die Hand.

„Sehr erfreut,“ sagte dieser etwas betreten. Sommerville stellte sodann die beiden anderen Herren vor, zwei Studierende, Fritz Morris aus New York und John Seave aus Montreal in Kanada. Alle nahmen dann Platz an dem Tische, nachdem die benachbarten Gäste neugierig auf die geräuschvolle Ankunft und Vorstellung der Fremden geblickt hatten.

Ethel war die erste, welche eine Konversation in Gang brachte. Sie erzählte hastig von den gemeinsamen Studien, die sie mit Ralph Sommerville in London absolviert, von seiner Kollegialität und der guten Freundschaft, die sie geschlossen. Ihre Erzählung galt nur für Franz, denn die drei Studenten verstanden nur hie und da ein Wort und schielten bloß in unangenehmer Weile, die Franz doppelt peinlich berührte.

Die Situation war für ihn höchst unbehaglich, da er wieder nur wenig Englisch sprach, so daß er mit sehr gemäßigten Gefühlen den Worten folgte, die Ethel an Sommerville und dieser an sie richtete. Seine Augen hingen förmlich an Ethels Lippen und an Sommerwilles Anblick, der nicht aufhörte, sein überlegenes Lächeln zu spielen, während Ethel viel wärmer sprach, als es Franz notwendig schien. Franz fühlte sich höchst unbehaglich und konnte doch nicht gut ein Zeichen zum Aufbruch geben, so gerne er mit Ethel der Gesellschaft entflohen wäre. . . auch Franz und Ethel ein, mitzuhalten. Die Gläser klirren zusammen, wobei Franz aus seinem ein wenig Wein verköhlte.

Ethel sah ihren Bräutigam vormurfsvoll an, ein Blick, der sein Unbehagen nur noch erhöhte. Der feste Ralph fühlte sich dadurch doppelt ange-regt, den galanten Ritter zu spielen und seine beiden Freunde sprachen leise miteinander, wäh-rend Franz schweigend der angeregten Konver-sation Ethels und Ralphs folgte. Ethel schien die Aufregung Franz' nicht zu bemerken oder dies nicht zu wollen, denn sie plauderte mit Ralph in ihrer Muttersprache so lebhaft, daß sie förmlich alles andere vergaß.

Die Musik intonierte gerade einen schönen Operettenwalzer und das Gespräch Ethels laut zu einem Klirren herab. Franz wurde abwech-selnd rot und blaß und seine Aufmerksamkeit stieg von Minute zu Minute.

„Was hast du, Franz?“ wandte sich Ethel zu ihm.

„Mir ist nicht ganz wohl,“ erwiderte er, „der Wein, die Musik. . . Wollen wir nicht lieber gehen?“

Ethel machte eine schmerzliche Miene, doch wollte sie Franz nicht noch mehr alterieren, als er schon zu sein schien.

„Wenn du gehen willst, recht gerne,“ erwiderte sie, aber der Blick, der ihre Worte begleitete, strafe dieses „gerne“ Lügen. Sie erlachte Ralph mit wenigen Worten Franzens Wunsch.

„Das tut mir aber sehr leid,“ sagte dieser, noch immer mit dem unangenehmen Lächeln auf den Lippen, „wir haben uns so gut unterhalten, Miß Ethel und ich.“

Franz zuckte bedauernd die Achseln und rief den Zahlkellner. Während er die Reche berich-tigte, wechselte Ralph einen ernst fragenden Blick mit Ethel, der Franz wie ein Dolchstich durch-bohrte. . . Kein Zweifel, Ralph war ein guter Bekannter von früher her, der Ethel vielleicht mehr gemocht, als ein Studienkollege und gerade den mußte der Teufel auf den Kahlenberg und in ihre Gesellschaft treiben.

Ralph empfand er sich von allen dreien, Ethel wechselte einige Worte mit den Herren, drückte Ralph die Hand und sie ging an Franz' Seite dem Ausgang zu. In ihm wühlte ein ohr-schneidender Schmerz, über den er sich kaum Rechenschaft geben konnte, aber er fühlte, daß eine Wolfe vor die Sonne seines jungen Glückes getreten sei.

Ethel, die an seiner Seite schritt, schien ganz ruhig, doch vermied sie es sichtlich, das erste Wort an ihn zu richten. Sie war so ruhig, weil sie sich ihrer Macht über Franz sicher wußte und dieses unermessliche Zusammenstößen doch durch-aus nichts Neues war, wie Franz zu empfinden schien.

Sie kamen vor den Bahnhof der Zahnrad-bahn und er blieb stehen, als ob er sie fragen wollte.

„Nein, wir wollen lieber gehen, Franz,“ sagte Ethel mit der süßlichsten Stimme. „Sist dir schon wohl?“

Franz lächelte bitter.

„Ja, ich bin von dort weg bin.“ Er wies mit dem Finger auf das Restaurant, das sie soeben verlassen. „Dieser Herr Sommerville scheint mir. . .“ er vollendete nicht.

„Märchen,“ lachte Ethel auf, „bist du etwa gar eiferluchtig; das ist ein Kollege, der mir ein-mal meine Bücherpäckete getragen, einigemal Bonbons gegeben und hie und da die Hand ge-faßt hat.“

Franz schüttelte den Kopf.

„Ich sage ja nichts über ihn, aber der Mann hat eine Art zu lächeln, die etwas direkt Pein-liches und dann.“

Er stockte, während Ethel mit fragendem Blicke die Fortsetzung forderte.

„Du hast mit ihm so viel und so ange-legentlich gesprochen, gerade, als ob ich gar nicht dagewesen wäre!“ sagte er in vorwurfsvollem Tone, aber zugleich mit um Verzeihung bittendem Blicke.

Ethel lachte auf.

„Dachte ich mir's doch, daß du mir das über-nehmen würdest! Aber denke doch, Franz, wenn du nach drei Jahren einen Kameraden treffen würdest.“

„Ich würde ihm „Guten Tag“ sagen und Adieu, wenn du dabei bist,“ sagte er rasch.

„Du guter, lieber Bert,“ sagte sie lachend dar-auf und fachte ihn lieblos an dem Arm.

Franz, die gute, liebevolle Seele, war schon getrübt und verstimmt. Er lächelte zufrieden und sie schritten den Weg dahin, dem Tale zu. In sein Herz zog wieder Sonnenheiterkeit und Friede ein und als sie in Mufdorf ankamen, hatte er fast ganz den Zwischenfall vergessen. Er plauderte munter und ungenüßig alles Mögliche und Ethel hörte aufmerksam zu, sah ihm in seine tiefen treuen Augen und dachte dabei — an jenen anderen, der oben abblieben und sicher auch ihrer

gedachte, der er vor Jahren in London Liebe geschworen, die damals wohl unerwidert ge-blieben. Heute aber schien Ralph einen ganz anderen Eindruck auf Ethel gemacht zu haben, das hatte er mit seinem scharfen Blick gemerkt und der „Bräutigam“ Franz schien ihm nicht der Mann, der ihn etwa im Monde stehen könnte. . . Die Gedanken, die jener hegte, schienen auch in Ethels Kopf herumzufliegen, denn so gespannt sie Franz' lustigem Geplauder zu lauschen schien — ihre Gedanken wollten noch oben bei Ralph. . .

Vor neun Uhr abends waren sie zu Hause, nachdem sie in einem Gartenrestaurant gekostet hatten. Franz drückte ihr innig die Hand zum Abschied, doch sie nahm ihn um den Hals und drückte ihm einen flammenden Kuß auf den Mund. Dann eilte sie in ihr Zimmer, während Franz besesselt zur Ruhe ging. Als er einschlief, brannte noch Ethels Kuß auf seinen Lippen und im Traume umfing er seine geliebte Braut.

Ethel holte aus ihrem Kasten ein Tagebuch, das sie aufschlug und sie begann zu lesen: „Lon-don, im Juni 1903.“ Nach einer Weile klappte sie lächelnd das Buch zu und begab sich zur Ruhe. Auch sie träumte. . .

Drittes Kapitel.

Im Anglo-American-Klub.

Das große, weltbeherrschende Volk der Briten veranlaßt seine außerordentliche Stellung in allen Erdteilen der nationalen Eigenart, überall, wo einige Engländer weilen, sich recht eng und freundschaftlich zusammenzuschließen. Der ein-zelne würde in der Fremde, besonders im Men-schenmeer der Weltstädte, einfach verschwinden, während die geschlossene Schar von Landsleuten sich erfolgreicher bemerkbar machen und ihre nationalen Gewohnheiten besser pflegen kann. Auf diese Weise wurde das Leben der Engländer in den Kolonien aus solchen gesellschaftlicher Mittelpunkten heraus entwickelt und in jeder fremden Großstadt besitzen die Engländer und Amerikaner ihre Klubs, die ein Stück Heimat auf fremdem Boden repräsentieren.

In Wien leben zahlreiche Engländer und Amerikaner, die hier teils ihren Studien obliegen, teils in geschäftlichen und industriellen Stellungen tätig sind und viele von diesen finden sich im Anglo-American Club, der in einem vornehmen Stadtheim sein prächtiges Aussehen hat. Die Klublokalitäten bilden mitten im deutschen Wien förmlich eine englische Sprachinsel, denn alle Mitglieder, die Funktionäre, die Dienerschaft, die aufstrebenden Reizeuten — kurz alles ist eng-lisch und nur hie und da, wenn ein eingeführter Gast die Räume betritt, hört man ein deutsches oder französisches Wort. Dielem Klub als Mit-glied oder wenigstens als eifriger Gast anzu-gehören, ist fast die Pflicht eines jeden in Wien lebenden oder hier durchreisenden Engländers, der hier sein „home“ findet, wie etwa in London oder New York.

Die Wiener englische Kolonie ist groß genug, um ihr Heim täglich mit zahlreichen Gästen zu füllen und selbst wird dort geplaudert, gekostet oder gelesen. Die Landsleute lernen einander kennen oder frischen Bekanntschaften aus der Heimat wieder auf und so findet sich denn auf dem liebsten heimatischen Boden alles zusam-men, was dem Exzepter Großbritanniens ober der Union anhängt.

Auch Ralph Sommerville war ein tüchtiger Besucher des Klubs, in dem der reiche junge Student ziemlich gutes Ansehen genoß. In allen Sportzweigen erfahren und eifrig tätig, reich und für seine Landsleute sehr wohlhabend, be-saß er so ziemlich den Mittelpunkt des Klub-lebens und er fand bei seinen Freunden und allen Klubgästen in ganz besonderem Ansehen. Sein Platz im Lesezimmer blieb ihm täglich reserviert, im Speisezimmer verweilte er täglich eine lebhaftes Gesellschaft zu seiner Bridge- oder Vokkarpapartei und wann immer etwas los war — Ralph Sommerville stand stets in der ersten Reihe.

Wir haben den jungen Mann, der den Typus des frischen jungen Engländers ver-körperte, auf dem Kahlenberg als ehemaligen Studienkollegen Ethels kennen gelernt.

Nach am selben Abend war Ralph mit seinen beiden Freunden in den Klub gekommen, um die letzten Stunden des Tages totzuschlagen. Auf der Fahrt in die Stadt hatten sie über das merk-würdige Zusammenstößen ihre Scherze gemacht, bei denen der arme Franz nicht eben am besten wegkam. Ralph brüllte sich vor seinen Freunden mit geheimnisvollen Andeutungen über seine früheren Beziehungen zu Ethel, die aber mehr verriet als verheimlichte. Tatsäch-lich war er aber in London nicht weiter als zu einem unschuldigen Flirt mit Ethel gekommen, deren bekannte Zurückhaltung mit einer stolzen Unnahbarkeit gepaart war.

Ralph trat mit lebhaften Grüßen in den Klub-salon, der am Sonntag nicht besonders stark be-sucht war. Er teilte ein paar Handbrüste und Grüße aus und schritt dann direkt in das Spiel-zimmer, das ganz verlassen war.

„Ist keine Partie da?“ fragte er den Auf-wärter.

„Für den Augenblick nicht,“ erwiderte dieser, „aber ich werde im Saal nachfragen.“

Ralph ließ sich an einem der Spieltische nieder und steckte sich eine Zigarette an.

„Ihr spielt doch nicht,“ lachte er zu seinen beiden Begleitern, „Ihr seid in allem nur Klischee.“

„Das billigste Vergnügen,“ sagte der eine, „besonders bei dir ist es lohnend, ob du nun spielst oder auf Abenteuer ausgehst.“

Der andere lachte zu dieser Bemerkung, wäh-rend Ralph sich im Fräulein freute und eine dicke Rauchwolke ausstieß.

„Keine Anspielungen, bitte,“ sagte er dann, „ich werde es mir noch sehr überlegen, mit Ethel wieder anzuknüpfen. So ein Bräutchen ist schlimmer als ein Gatte!“

Ein junger, eleganter Mann trat nun, ge-folgt vom Aufwärter, in das Speisezimmer.

„Viscount Geritt,“ stellte er sich vor.

Ralph erhob sich und erwiderte die Vorstellung durch die Nennung seines Namens und der seiner Freunde.

„Eine Bridge-Partie?“ fragte Ralph.

Der Viscount nickte.

Gerauschlos verschwand der Aufwärter, um im Augenblick mit Karten und Spielmarken nieder zur Stelle zu sein. Die Herren hatten sich inzwischen gesetzt und eine allfällige Redens-artien gewechselt.

Der Viscount mischte die Karten, Ralph hob ab.

(Fortsetzung folgt.)

Herforder Zeitung



für Stadt und Land
Generalanzeiger für den Stadt- und Land-Kreis Herford

Diese Zeitung erscheint am Abend jeden Wochentages. Bezugspreis vierteljährlich 1,50 Mk., bei Postbestellung 1,85 Mk. und Bestellgeld.

Unentgeltliche Beilagen:
Ratgeber für Geld und Haus, Humoristische Blätter, Für unsere Kleinen.
Geschäftsstelle: Herford, Rennstr. — Fernsprecher Nr. 83 — Telegr.-Adresse: Zeitung, Herford

Anzeigen werden bis spätestens 11 Uhr erbeten.
Preis der einsp. Kleinzeile f. Stadt u. Kreis Herford, Deynhausen u. Amt Rehme 12 Pfg., sonst 15 Pfg.

Amthager Anzeiger für Behörden des Stadt- und Landkreises Herford

Nr. 23

Herford, Dienstag, den 28. Januar

1913

Die Balkankrise.

Die Einigkeit der Mächte.

Die Befürchtungen, daß die Einigkeit der Großmächte gegenüber den Ereignissen in Konstantinopel nicht handhaben werde, erweisen sich glücklicherweise als unbegründet. Alle Neußerungen von amtlichen Stellen betonen nachdrücklich, daß diese Einigkeit der Mächte nicht in Frage gestellt ist. Die „Nordd. Allg. Ztg.“ schreibt in ihrer Wochenrundschau:

Soweit die neuen Ereignisse in Konstantinopel von der europäischen Presse mit Ernst und Einsicht gewürdigt werden, tritt überall der Gedanke hervor, das Wichtigste für die weitere Behandlung der Orientwirren sei die Bewahrung der Einigkeit unter den Großmächten und die Fortsetzung ihrer gemeinsamen Arbeit zur Wiederherstellung des Friedens. Dazu gehört vor allem das Festhalten an der bisher beobachteten Neutralität. Tatsächlich besteht kein Grund zur Annahme, daß einzelne Mächte das Konzert verlassen wollen, um in die Entwicklung der Dinge im Orient nach eigenem Ermessen einzugreifen.

Für ein gemeinsames Auftreten Europas kommen Zwangsmaßnahmen gegen die Türkei nicht in Frage. Sie würden mit den Grundfäden der Neutralität nicht in Einklang stehen und könnten bedenkliche Folgen haben. Es bleibt im Interesse der Einigkeit unter den Großmächten, nur das Weitergehen auf dem Wege gemeinsamer diplomatischer Einwirkung, um neue Feindseligkeiten zu verhüten, oder, falls unmöglich, sie örtlich und zeitlich einzuschränken. Insbesondere liegt auch Russland auf die Einigkeit der Mächte Wert, wie aus der folgenden Erklärung der offiziellen „Kossija“ hervorgeht: Die russische Regierung ist sich mehr als je der Notwendigkeit bewußt, daß es jedem klar sein, dass man seine Waren

Ausicht der Verbündeten sind sie es nicht, die die Verhandlungen abbrechen. Die Verantwortung hierfür liegt bei den Türken, da der Wechsel des Kabinetts und die ottomanischen Manifeste gezeigt hätten, daß die Antwort der Mächte negativ ausfallen werde.

Gestern Abend liefen über die Balkanwirren die folgenden beunruhigenden Nachrichten ein:

Rom, 27. Jan. Der hiesige russische Botschafter Krupenski sagte dem Redakteur der „Tribuna“, er sei überzeugt, daß der Krieg von neuem ausbrechen würde, da der Balkanverbund nicht gewillt wäre, auf Adrianopel zu verzichten. Bei nochmaligem Kriegsbeginn würden die Mächte ihre bisherige Neutralität schwerlich einhalten können.

Konstantinopel, 27. Jan. Den Blättern zufolge hielten gestern einflussreiche Mitglieder des jungtürkischen Komitees eine Versammlung ab, in welcher beschlossen wurde, daß Adrianopel und die Inseln des Archipels niemals abgetreten werden dürften.

London, 27. Jan. Sir Edward Grey empfängt morgen die Botschafter, welche ihm den Wortlaut der Abbruchnote mitteilen, die am Mittwoch der Türkei notifiziert wird. Falls inzwischen nicht eine Wendung eintritt, werden die Feindseligkeiten am kommenden Montag wieder aufgenommen.

Bukarest, 27. Jan. Seit den frühen Morgenstunden sind die Straßen, die zum Parlamentsgebäude führen, von dichten Menschenmengen erfüllt. Die Massen zeigen sich sehr erregt und immer wieder werden lärmende Kundgebungen veranstaltet, die die Regierung zu einem energischen Auftreten gegen Bulgarien aufordern.

Zur letzten Nachricht kann als beruhigend gelten, daß nach einer Mitteilung aus London die dortigen Verhandlungen zwischen dem rumänischen Botschafter und dem bulgarischen Delegierten langsam verlaufen.

auf die Kollektionen.

28. Jan. Die Antwort der Kollektionen soll am Mittwoch erdicht werden für den Friedensvertrag, jedoch auf dem Besitz von dem Megalischen Inseln besitz liegt der Beschluß des 28. Jan. und Fortschritt zu Grunde, handlungen vorbehalt.

ge betreffs Adrianopels.
an. Von maßgebenden türkischen wird gegenwärtig folgender Adrianopel und ein kleiner ras herum soll als neutrale Türkei und Bulgarien konflikt Zone darf nicht befestigt und werden und erhält autonom einem Gouverneur, der den Kleinstaat zu entneh-

fen bleiben hartnäckig.

28. Jan. Nach Scheffers den Botschaftern einen Bericht die Antwort der türkischen Note der Mächte für Mitt-r Jungtürken hat beschlossen, noch die Megalischen Inseln abere Großwesir Kamal Pascha von Parahje erkläre. Seine ständige gelähmt.

ratenden Minister.
Jan. Der Ministerrat ist gestern treten, um den neuesten Entwurf zu beraten, den die Botschaftern ermitteln werden soll. Ein Probe es Bringen Said Halim zum Minister. Die Mehrzahl der verhaf- der freigesprochen worden.

Minister in Freiheit.
28. Jan. Die früheren Mi- und Abdurrahman Effendi die Pforte, wo sie seit dem wurden, verlassen dürfen.

ung von Truppen.
roß der Komplikationen im Orient die Jahresliste von 1890. Es kom- Betradit.

hfter Polizeipräsident.
Der aus Konstantinopel in- freieschies entflohenen Polizei- der eingetroffen.

Einladung des Königs.
Tenzel Pascha, der türkische Bot- die Einladung des Königs Georg, r zu verdrängen, im Hinblick auf age, die seine Anwesenheit in Kon- abgelehnt.

inist aktiv zu werden.
Lebhaft besprochen wird in- der erneute Versuch Ruhe- netten von Paris und London daß für eine Demonstration parzen Meer-Flotte vor Kon-

stantinopel zu erlangen. Antiken Quellen ent- stammt die darauf bezügliche Nachricht des „Temps“, daß der englische Staatssekretär Sir Edward Grey dem russischen Botschafter Benken- dorff entschieden Abneigung gegen jede Improvi- sation einer einzelnen Großmacht zum Ausdruck brachte.

Optimistische Stimmungen in Paris.

Paris, 28. Jan. „Petit Parisien“ schreibt: In diplomatischen Kreisen beurteilt man seit gestern die Lösung der orientalischen Frage be- deutend optimistischer. Die Möglichkeit eines Abbruchs der Friedensverhandlungen erscheint nun trotz der Beischlagnote der Botschaftern weiter hinausgeschoben. Man legt besonders Wert auf die Audienz, die der deutsche Botschafter Bourtales in Zarstoj-Selo hatte.

Ein sozialdemokratischer Boykott gegen einen Sozialisten

Man schreibt aus Stuttgart: Ueber das größte Industrieunternehmen Württembergs, in dem rund 6000 Arbeiter beschäftigt sind, die Firma Robert Bosch, ist die Sperre verhängt, weil der Inhaber es gewagt hat, 8 Arbeiter zu entlassen, die durch Einführung einer neuen Arbeits- methode überzählig geworden waren. Unter ihnen befand sich allerdings auch ein Vertrauens- mann des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes.

Dieser an sich alltägliche Vorgang ist aus dem Grunde besonders beachtenswert, weil der In- haber der Firma im ganzen Lande als ein radi- caler Sozialist bekannt ist, in dessen Hause auch Größen der sozialdemokratischen Partei, wie Clara Zetkin, aus- und eingehen. Seiner politi- schen Auffassung entsprechend, hatte er in seinem Betriebe eine große Zahl von den parteipoliti- schen Forderungen der Sozialdemokratie bereits aus eigenem Antriebe erfüllt. So ist dort der achtstündige Arbeitstag und der 1. Mai als Feiertag längst eingeführt. Auch für soziale Einrich- tungen aller Art ausgiebig seiner Arbeiterkraft hat der Firmeneinhaber große Summen aufge- wandt. Aber dieses weitgehende Entgegen- kommen gegen alle Wünsche der Arbeiter, das auf einer sozialistischen Lebensanschauung be- ruht, hat den Industriellen nicht davon bewahrt, von einer Sperre betroffen zu werden, weil er sich nach für berechtigt hielt, in seinem Betriebe über die Entlassung von Arbeitern selbst zu ent- scheiden.

Man ist in ganz Württemberg auf den Aus- gang des Kampfes sehr gespannt. Die Firma, deren Erträge jährlich in Höhe von rund 8 Millionen Mark zur Steuer herangezogen werden, dürfte jedenfalls in der Lage sein, die Strafprobe recht lange auszuhalten.

Politik.

Wahlrechtsänderung in Gotha.

Der gemeinschaftliche Landtag der Herzog- tümer Rostburg und Gotha stimmte gegen die Stimmen der Agrarier dem Antrage seiner Ver- fassungskommission zu, die Staatsregierung um Vorlage eines Gesetzesentwurfs zu ersuchen, der unter Abänderung des Staatsgrundgesetzes an Stelle des jetzigen indirekten Wahlverfahrens die Einführung des direkten Wahlrechts bezweckt.

Ausland.

Der Wahlrechtskampf in Belgien.

Die Wahlrechtsdebatte in der belgischen Kam- mer verläuft den Gegensatz zwischen der Rechten und Linken immer mehr. Der liberale Partei- führer Waele, der in seiner Jugend selbst für das allgemeine Wahlrecht eingetreten ist, überbot heute in seiner Abgabe noch den Ministerprä- sidenten. Den Klerikalen hat heute der Liberale Hunsmans in meisterhafter Rede geantwortet, ohne indessen bei seinen Parteigegnern eine nach- giebige Stimmung hervorzurufen zu können. Von den Sozialisten werden jetzt zwei Mittel des Kampfes erörtert. Nach der Wahlrechtsdebatte soll die Plenarberatung der neuen Militärgelehe vorgenommen werden. In den nächsten Tagen werden die Sozialisten sich nun darüber entlie- hen, ob sie bei dieser Gelegenheit Obstruktion be- treiben, und gleichzeitig die 300 000 organisierten Arbeiter Belgiens zum Generalfreitag veranlassen werden.

Erzherzog Rainer †.

Wien, 27. Jan.
Erzherzog Rainer ist um 5 Uhr nachmittags gestorben.

Erzherzog Rainer verlebte nach 25stündigen Todesangst. Am Sterbebette wollten sämtliche Mitglieder des kaiserlichen Hauses. Die Todes- nachricht verbreitete sich in wenigen Minuten in der ganzen Stadt und wurde sofort nach Schön- brunnen dem Kaiser mitgeteilt. Sie rief überall große Trauer hervor, besonders in dem Bezirk

Wieden, in dem der Erzherzog wohnte. Zahl- reiche Privatgebäude haben Halbtag geflaggt. Bald nach dem Eintritt des Todes erschienen zahl- reiche Mitglieder des diplomatischen Korps und andere Persönlichkeiten und trugen sich in die auf- liegende Kondolenzliste ein. Die Presse ver- anstaltete Ertrauungsgaben. Erzherzog Rainer vollendete am 11. Januar sein 86. Lebensjahr.

Die amtliche „Wiener Zeitung“ schreibt zum Tode des Erzherzogs Rainer u. a.: Ein Leben, überreich an Verdiensten um das Vaterland, er- füllt von hingebungsvollem Schaffen für die Ehre und das Wohl des Reichs, hat seinen Ab- schluß gefunden. Oesterreich trauert um den ersten Ministerpräsidenten der Verfassungssära, die Armee um den erfolgreichen Reorganisator der Landwehr, die Wissenschaft um den stets zu wert- tätiger Förderung bereiten Pfleger. Der Erz- herzog liebte es, mit Gelehrten und Künstlern in ungewöhnlichem Verkehr zu stehen und den Fort- gang der großen wissenschaftlichen Unterneh- mungen und künstlerischen Bestrebungen zu ver- folgen. Das Andenken des Erzherzogs, welchem sein Vaterland großen Dank schuldet, wird fort- leben in der Geschichte und in den Herzen der Bür- ger des Reichs.

Telegramme.

Kaiser-Geburtsstagsfeier in Paris.

Paris, 28. Jan. Gestern Abend fand hier im deutschen Klub ein Bankett zu Ehren des Ge- burtstages des deutschen Kaisers statt. Der deut- sche Botschafter, Freiherr von Schön, präsi- dierte. An dem Bankett nahmen etwa 300 Personen teil. Freiherr von Schön brachte das Hoch auf den Präsidenten der Republik und den deutschen Kaiser aus, das begeistert widerhallt fand. Daraufhin wurde die deutsche und die französische Nationalhymne gespielt.

Erminister v. Berlepsch als Vermittler.

Berlin, 28. Jan. Der frühere Minister, Freiherr von Berlepsch, hat sich der Arbeitgeber- und Arbeiter- mer-Organisation der Holzindustrie als unparteiischer Vermittler zur Verfügung gestellt. Beide Parteien be- schlossen, unter seinem Vorherrschen zu verhandeln. Am 3. Februar soll die erste allgemeine Aussprache statt- finden.

Bruning in Berlin.

Berlin, 28. Jan. Der Defraudant Wilhelm Bruning und der wegen Hehlerei gleichzeitig mitverhaftete Kranich sind heute früh 5½ Uhr auf dem Lehrter Bahnhof ein- getroffen. Zwei Kriminalbeamte führten sie an Hand- gefesseln schnell zu zwei Droschken, wo sie dem Unter- suchungsgefangenen Maack brachten, wo sie den Beamten übergeben wurden. Wie man jetzt erfährt, ist Bruning bereits in Lügenburg im September v. J. einmal fest- genommen worden. Er hatte dort eine große Feste ge- macht und in herrlichem Zustande einen Sobolien auf- Posten befestigt. Man fand bei ihm 3000 Mk., die man zurückerhielt. Er nannte sich Kranich; da aber gegen einen Kranich nichts vorlag, wurde er am nächsten Tage wieder entlassen. Die Summe wurde jetzt den deutlichen Behörden wieder ausgeliefert. Ueber den Verbleib von 100 000 Mk. machte er die widersprechendsten Angaben. Wenn man ihn auf das Unwahrscheinliche seiner Angaben aufmerksam macht, schweigt er vollständig.

Brunings Geständnis und Widerruf.

Hamburg, 28. Jan. Während der Fahrt von London nach Hamburg wurde Bruning verschiedentlich einem Verhör unterzogen. Er erzählte, daß er einen Teil des Geldes im Brunenwald vergraben habe. Dann widerrief er dieses Geständnis und sagte, er habe das Geld einem Mädchen gegeben, das damit nach Amerika geschifft sei.

Enklaffung eines wegen Mordes Verdächtigen.

Peine, 27. Jan. Der Dienstknecht Holland, der in Verdacht geraten war, vor sieben Jahren einen Mittknecht ermordet zu haben und der sich infolge der Zeitungsberichte über seine angebliche Taterthat selbst gesteht hatte, ist jetzt wieder auf freien Fuß gesetzt worden, weil die angeforderten Ermittlungen den Verdacht nicht bestätigen haben.

Ein Graf wegen Betruges verurteilt.

Wien, 28. Jan. Das Wiener Landgericht hat die Verurteilung des Grafen Hermann Othheim, eines früheren Prinzen von Sachsen-Weimar, wegen Betruges einge- teilt. In dem Stadtbüro wird ausgeführt, daß Graf Othheim sich angeblich in London aufhält.

Verurteilter Deitrandant.

München, 28. Jan. Oberleutnant a. D. Johan- nes Nagel, der Untersuchungen in Höhe von 80 000 Mk. als Rechnungsführer des bayerischen Frauenvereins vom Roten Kreuz begangen hatte, wurde vom hiesigen Landgericht zu vier Jahren Gefängnis und 5 Jahren Ehrverlust verurteilt.

Tödlicher Absturz von Flugzeug.

Machen, 28. Jan. Auf dem Flugplatz Brander- heide stürzte der 24jährige Flieger Robert Hild aus Johannisthal mit seinem Reihner-Flugzeug ab. Der Absturz erfolgte aus einer Höhe von etwa 10 Metern und war von schweren Folgen für den Piloten. Hild zog sich einen Schädelbruch an und war sofort tot.

Strom-Konto bei der Bank für Handel und Industrie (Depositenkasse Spremberg) - Post-Check-Konto Berlin No. 8023

Strom-Konto bei der Bank für Handel und Industrie (Depositenkasse Spremberg) - Post-Check-Konto Berlin No. 8023

direkt vom Fabrikationsort

bedeutend billiger kauft als beim Zwischenhändler.

Sie sparen

beim Bezuge Ihres gesamten Bedarfs von mir jährlich eine ganz bedeutende Summe Geldes und haben ausserdem die Gewissheit, dass Ihnen ein wirklich reeller Stoff geliefert wird, da ich Fachmann bin und nur tadellose Waren zum Versand bringe.

Der beste Beweis für meine Leistungsfähigkeit

ist der, dass ich den grössten Teil meines enormen Umsatzes nur der Weiter-Empfehlung meiner Kunden verdanke.

Versäumen Sie daher nicht, meine Muster kommen zu lassen.

Jeder Versuch ist lohnend

Meine Kollektion enthält weit über 500 nur neueste Dessins von den solidesten bis hochfeinsten Qualitäten zu anerkannt äusserst billigen Preisen.

Kammgarn-Cheviots à Mtr. von Mk. 4.50 bis Mk. 7.50

Cheviots, gemustert, nach engl. Art, à Mtr. von Mk. 5.— bis Mk. 10.—

Zwirn-Buckskins, eisenfest, à Mtr. von Mk. 2.50 bis Mk. 6.20

Paletots und Ulster, weiche Ware, à Mtr. von Mk. 5.— bis Mk. 9.80

Kammgarn-Stoffe neueste Dessins, à Mtr. von Mk. 5.50 bis Mk. 10.—

Damenkostümstoffe, glatt u. gemustert, à Mtr. von Mk. 1.30 bis Mk. 5.—

Bordürenneuheiten à Mtr. von Mk. 0.48 bis Mk. 3.20

Blusen- und Kleiderstoffe à Mtr. von Mk. 0.65 bis Mk. 4.—

Sollten Sie keinen Schneider wissen, der Stoffe verarbeitet, die nicht bei ihm gekauft sind, so schadet das nichts. Ich weise Ihnen tüchtige Schneider nach oder übernehme selbst die Anfertigung der betreffenden Kleidungsstücke unter Garantie tadelloser Sitzes und sind mir hierfür schon sehr viele Anerkennungen zugegangen. Jeder Musterbestellung füge eine genaue Massanleitung bei.

Hochachtend

Julius Richter, Spremberg (Lausitz).

Hier abtrennen!

Senden Sie mir sofort ohne Kaufzwang:

Ihre neueste Musterkollektion: für Herrenstoffe — Damenstoffe — Strickgarne. (Nichtgewünschtes bitte durchzustreichen.)

Name: _____

Stand: _____

Wohnort: _____

Postbez. od. Strasse: _____

Meine Kollektion für Herrenstoffe enthält Muster von Cheviot, Kammgarn, Buckskin in den neuesten Ausstattungen sowie in schwarz und blau, schwarz Tuch, Croisé, Satin, Diagonal, Paletot-Ulster-Stoffen, Loden, Wasch- und zidenen Westen Manchester, Arbeiterstoffen, fertigen Pelzinnen und Weltermänteln

Meine Kollektion für Damenstoffe enthält Muster von Bordürenneuheiten, Blusen, Kleiderstoffen, Strickgarne, etc.

empor, als wollte er dem Schöpfer für all das Glück danken, das er sich in der Zukunft immer noch schöner und rosiger ausmalte.

Langsam ging er vom Fenster weg, lauschte noch einmal, ob er nichts hörte; doch Ethel schlief bereits. Dann ging er zu Bette, betete innig zum Himmel für seine teure Mutter, für seine Ethel. Die ersten Strahlen der Morgensonne drangen schon ins Gemach, als er noch nach lag, dann fand er, ermüdet von allen Eindrücken der letzten Stunden, in unruhigen Schlummer. Es, der sonst ruhig wie ein Kind dalag, weil er die guten Augen seiner Mutter in seiner Nähe wachte, wälzte sich in bösen Träumen hin und her. Seine Lippen pressten sich zusammen und seine Hände verzerrten sich.

Im Traume sah er seine Mutter mit Regatta auf hoher See, aber nicht im großen Dampfer, sondern in einem kleinen Boote, das auf den Rängen der Wogen hin und her tanzte und das im nächsten Augenblicke von diesen Wellen verschlungen werden mußte. Er schrie laut auf und — erwachte!

Die Sonne lachte hell zum Fenster herein und er war in seinem Zimmer. Es war sieben Uhr und die Mutter mußte schon über der deutschen Grenze sein, gut geboren in Reginalds Hut.

Im Nebenraum hörte er jetzt Ethel lustig träffern — nun lachte er hell auf. Träume sind Schäume! Die Sonne und das Leben lockten und heiter trat er in die Stube, wo Marie bereits für das Frühstück gedeckt hatte — das erste, das er mit Ethel allein nahm. Diese trat strahlend und heiter ein, bot die rosige Wange zum Kuß und lächelte plaudernd seinen die den dufenden Kaffee.

Nach nahm er dann Abschied — um acht Uhr mußte er in der ziemlich weit entfernten Werkstätte sein — ein Kuß, ein freundliches Nicken und davon war er.

Auf der Treppe begegnete ihm der Hausbesorger, den er in seinem Glücksgefühl besonders herzlich grüßte. Dieser blickte dem Davonschwindenden nach.

„Na freilich, der kann leicht fidel sein!“ sagte er und lächelte unter seinem Schnauzbart.

Zweites Kapitel. Die ersten Wollen.

Der nächste Sonntag war ein Frühlingstag, wie er so schön und warm nur in Wien sein kann. Die Sonne lachte heiter vom Himmel herab, von den Höhen des Wienerwaldes strich ein warmer Frühlingsschauer hernieder, der in die Straßen und Gassen, in die Häuser und in die Herzen drang und so eine echte rechte Sonntagsstimmung schuf.

Franz und Ethel hatten die ersten Tage ihres Alleinseins in der Wohnung hinter sich. Wohl hatten sie es gefühlt und aus manchen Blicken der Nachbarn auch gemerkt, daß man die Situation mit einem gewissen misgünstigen Vorurteil betrachtete, aber sie gingen darüber um so ruhiger hinweg, als sie sich nicht das Geringste vorwerfen hatten. Etwas näher ging es Franz allerdings, daß seine Kollegen in der Werkstätte die und da boshaften Anspielungen und Scherze machten, doch er wies diese mit Ernst und Gelassenheit zurück. Ethel, die außer dem Hause wenig Verkehr hatte, hielt sich völlig reserviert und ging ebenso ruhig und gemessen ihre Wege zur Universität und auf die Klinik, wie sie es früher getan.

Der erste Sonntag ihres Alleinseins war da und sie saßen an dem Frühstückstisch, auf dessen Gläsern die Sonne hell widerstrahlte, als wollten sie die beiden hinaus ins Freie locken.

Franz begrüßte sie in fröhlichster Laune und Ethel drückte ihm warm die Hand.

„Nun, heute keinen Kuß“, fragte er lächelnd, „heute — am Sonntag?“

Stumm reichte sie ihm die Wange dar und er drückte einen langen Kuß auf dieselbe.

„Ich bin heute nicht ganz wohl, Franz“, sagte sie in müdem Tone, „ich habe Kopfschmerz, wohl weil ich gestern Abend lange gelernt habe.“

„Nimmer Schak! Und ich hatte mich so sehr auf den heutigen Sonntag gefreut, den ersten Tag, an dem wir uns ganz angehören können. Ich wollte hinaus ins Grüne, mit dir den herrlichen Tag genießen. . . Wolltest du das nicht auch, Ethel?“

„Gewiß!“ sagte sie kurz.

„Nun, dann packen wir uns nach dem Frühstück zusammen und wandern hinaus! Der schöne Tag im Freien wird dir gut tun, besser als das Zimmer mit den Büchern. Nicht wahr, mein Schatz?“

„Aber wir gehen wohin, wo es nicht allzu viele Leute gibt,“ sagte sie nach einer kurzen Weile.

„Wie du willst, Ethel, obwohl ich am liebsten wollte, daß viele Leute da, ja ganz Wien, es sähe, wie glücklich ich an der Seite meiner holden Braut bin.“

Sein Blick ruhte stolz im Bewußtsein des Besizes auf ihr.

„Du bist ein Schwärmer“, sagte sie ruhig.

Sie tranken ihren Kaffee, dann rief Ethel das Dienstmädchen, das ihr bei der Toilette beistand, und sie gab Marie zugleich den Tag frei. Franz zündete sich eine Zigarre an und schritt ungeduldig im Zimmer auf und ab, während Ethel nebenan ihre Toilette vollendete.

Nach einer kurzen Weile trat sie ein. Ein prächtiges, leichtes Kostüm, das sie entzückend kleidete, ein kleines, kokettes Hüßchen auf dem hüßlich frisierten Haare, sah sie ganz reizend aus und Franz hätte sie am liebsten gleich umarmt und geküßt. Ethel wehrte sanft ab. Sie gingen nun.

Vor dem Tore standen einige Nachbarn, gute alte Bekannte, die Franz noch als kleinen Jungen gekannt, und diese sahen wohlgefällig auf das hübsche junge Paar. Die freundlichsten Wünsche begleiteten sie und als sie die Gasse gebogen, steckten die Leute die Köpfe zusammen, um ihre Meinungen über die beiden auszutauschen. So viel Sympathie alle diese Leute vom Grund für Frau Wiedinger und ihren Franz hatten, so wenig konnten sie die stolze Engländerin lieb gewinnen, die ihnen in ihrem Wesen und Gebaren so allzu fremd war und blieb.

„I man allaweil,“ schloß eine der Frauen die Rede, „es wird ja Quat tun — da Fremde mit in Franz! Und daß die Wiedingerin gar noch Amerlita gängen is; so was, das war no net da!“

Die Nachbarinnen schüttelten zustimmend die Köpfe, während der Hausbesorger langsam seine Pfeife ausstopfte und sagte: „Ma muach halt warten; im Borus kann ja Menich nit sagen!“

Ethel und Franz waren inzwischen bis zur Alferstraße gelangt und hielten jetzt einen Augenblick inne, da sie noch gar nicht besprochen hatten, wohin sie ihre Schritte lenken sollten. Die Sonne schien warm und heiter und alle Vorübergehenden blickten mit Wohlgefallen auf das schöne, junge Paar, das unbeschlossen vor der Kirche stand.

„Willst du einen Augenblick warten,“ fragte Franz, „ich will ein Gebet für meine Mutter verrichten, die heute so weit von uns ist.“

„Ich will daselbe tun,“ sagte Ethel und ein dankbarer Blick war ihr Lohn dafür.

Sie gingen die wenigen Stufen der Kirche empor und als sie in die kühle Halle derselben traten, war es Franz, als ob er das Auge seiner Mutter auf sich fühlte, die sich freute, daß er ihrer so liebevoll gedachte. Auch Ethels Mitgefühl stimmte ihn glücklich und in tiefer Andacht betete er zum Herrn des Weltalls, für die Mutter, die geliebte Braut und für sein eigenes Glück.

Ethel kniete andachtsvoll neben ihm und ihre Lippen sprachen gleichfalls ein stilles inniges Gebet.

Dann trafen sie wieder auf die menschen-erfüllte Straße hinaus und gingen dem Schottenring zu, an dessen belebter Kreuzung sie einen Straßenbahnwagen nach Grinzing bestiegen. Von dort wollten sie in die grünen Weinberge hinaufwandern, zum Kahlenberg oder Kobenz und auf das schöne Wien hinunter schauen, das sich mit seinem Häusermeer bis fernhin dehnte.

Da es Vormittag war, lag das freundliche Verthen noch in beschaulicher Ruhe da und sie schritten seine die Höhe hinanfreibenden Gassen hinauf, zum Krampfad und von dort aus den angenehmen Weg zur Höhe des Kahlenberges. Sie schritten, wenig sprehend, den Weg dahin, fahen sie und da entzünd auf die herrliche Landschaft zu ihren Füßen, deren Blick immer größer, umfassender wurde, und die wenigen Worte, die sie hier und da wechselten, gaben ihrer Seligkeit Ausdruck, miteinander so glücklich in dieser strahlend schönen Welt zu leben, die Herzen voll Liebe und Hoffnung künftigen Glücks.

Im Hotelrestaurant nahmen sie ihr Mittagmahl ein. Sie saßen an einem Tische in der vorbesten Reihe, von dem aus der Blick die Donau und das Gewir der Häusermeeres von Wien umfaßte, und sie sprachen den Seelen mit Appetit und Begehen zu. Besonders Franz füllte sich ganz glücklich, um so mehr, als Ethel ihren Kopfschmerz verloren hatte. Er hob sein Glas und trank ihr lächelnd zu.

„Auf unser Wohl und auf das unserer Lieben über'm Meer!“

Ethel tat ihm Beiseid und blickte fennend in die Ferne. Eine Falte legte sich über ihre Stirne, die Franz ganz eigenartig berührte, hatte er doch diesen Ernst noch niemals in ihrem Antlitz bemerkt. Er wollte fragen, was sie bedrückte, doch er wagte es nicht recht, ihr Schweigen zu unterbrechen.

Es war eine peinliche Situation, doppelt fühlbar, weil sie einer so fröhlichen Stimmung gefolgt war. Um sie wehte die frische Luft, zwischertene muntere Vögel in den Zweigen und die wenigen anderen Gäste, die an entfernten Tischen saßen, lachten und plauderten vergnügt.

Franz lenkte auf. Er rückte sich auf und wandte sich ihm zu. Ihr Blick schien von ihm Verzeihung zu erbitten, denn jetzt kam sie zum Bewußtsein, daß sie sich ihm zu lange und zu fühlbar entzogen hatte.

„Ich habe an meine Heimat gedacht“, sagte sie, gleichsam sich entschuldigend.

„An deine Heimat?“ lächelte Franz, „gerade hier, wo meine Heimat, mein schönes Wien, so sieghaft schon vor unseren Augen liegt. Freue dich doch lieber der schönen Gegenwart, Ethel, und laß das Denken sein — es entfremdet dich mir.“

„Ich bin heute nicht ganz wohl, Franz“, sagte sie in müdem Tone, „ich habe Kopfschmerz, wohl weil ich gestern Abend lange gelernt habe.“

„Nimmer Schak! Und ich hatte mich so sehr auf den heutigen Sonntag gefreut, den ersten Tag, an dem wir uns ganz angehören können. Ich wollte hinaus ins Grüne, mit dir den herrlichen Tag genießen. . . Wolltest du das nicht auch, Ethel?“

„Gewiß!“ sagte sie kurz.

„Nun, dann packen wir uns nach dem Frühstück zusammen und wandern hinaus! Der schöne Tag im Freien wird dir gut tun, besser als das Zimmer mit den Büchern. Nicht wahr, mein Schatz?“

„Aber wir gehen wohin, wo es nicht allzu viele Leute gibt,“ sagte sie nach einer kurzen Weile.

„Wie du willst, Ethel, obwohl ich am liebsten wollte, daß viele Leute da, ja ganz Wien, es sähe, wie glücklich ich an der Seite meiner holden Braut bin.“

Sein Blick ruhte stolz im Bewußtsein des Besizes auf ihr.

„Du bist ein Schwärmer“, sagte sie ruhig.

Sie tranken ihren Kaffee, dann rief Ethel das Dienstmädchen, das ihr bei der Toilette beistand, und sie gab Marie zugleich den Tag frei. Franz zündete sich eine Zigarre an und schritt ungeduldig im Zimmer auf und ab, während Ethel nebenan ihre Toilette vollendete.

Nach einer kurzen Weile trat sie ein. Ein prächtiges, leichtes Kostüm, das sie entzückend kleidete, ein kleines, kokettes Hüßchen auf dem hüßlich frisierten Haare, sah sie ganz reizend aus und Franz hätte sie am liebsten gleich umarmt und geküßt. Ethel wehrte sanft ab. Sie gingen nun.

Vor dem Tore standen einige Nachbarn, gute alte Bekannte, die Franz noch als kleinen Jungen gekannt, und diese sahen wohlgefällig auf das hübsche junge Paar. Die freundlichsten Wünsche begleiteten sie und als sie die Gasse gebogen, steckten die Leute die Köpfe zusammen, um ihre Meinungen über die beiden auszutauschen. So viel Sympathie alle diese Leute vom Grund für Frau Wiedinger und ihren Franz hatten, so wenig konnten sie die stolze Engländerin lieb gewinnen, die ihnen in ihrem Wesen und Gebaren so allzu fremd war und blieb.

„I man allaweil,“ schloß eine der Frauen die Rede, „es wird ja Quat tun — da Fremde mit in Franz! Und daß die Wiedingerin gar noch Amerlita gängen is; so was, das war no net da!“

Die Nachbarinnen schüttelten zustimmend die Köpfe, während der Hausbesorger langsam seine Pfeife ausstopfte und sagte: „Ma muach halt warten; im Borus kann ja Menich nit sagen!“

streckte, welche diese Verlegen ergriff, und sie erötete, sich aber rasch wieder gefast hatte.

„Mister Ralph Sommerville, ein Studienkollege aus London,“ stellte sie den Engländer vor. Nach einer kurzen Pause legte sie hinzu: „Herr Franz Wiedinger, mein Bräutigam!“

Mit einem eigentümlichen Lächeln küßte Sommerville den Hut und reichte dann Franz die Hand.

„Sehr erfreut,“ sagte dieser etwas betreten. Sommerville stellte sodann die beiden anderen Herren vor, zwei Studierende, Fritz Morris aus New York und John Steele aus Montreal in Kanada. Alle nahmen dann Platz an dem Tische, nachdem die benachbarten Gäste neugierig auf die geräuschvolle Ankunft und Vorstellung der Fremden geblickt hatten.

Ethel war die erste, welche eine Konversation in Gang brachte. Sie erzählte häufig von den gemeinsamen Studien, die sie mit Ralph Sommerville in London absolviert, von seiner Kollegialität und der guten Freundschaft, die sie geschlossen. Ihre Erzählung galt nur für Franz, denn die drei Studenten verstanden nur hie und da ein Wort und lächelten bloß in unangenehmer Weise, die Franz doppelt peinlich berührte.

Die Situation war für ihn höchst unbehaglich, da er wieder nur wenig Englisch sprach, so daß er mit sehr gemäßigten Gefühlen den Worten folgte, die Ethel an Sommerville und dieser an sie richtete. Seine Augen hingegen färmlich an Ethels Lippen und an Sommersvilles Antlitz, der nicht aufhörte, sein überlegenes Lächeln zu spielen, während Ethel viel wärmer sprach, als es Franz notwendig schien. Franz fühlte sich höchst unbehaglich und konnte doch nicht gut ein Zeichen zum Aufbruch geben, so gerne er mit Ethel der Gesellschaft entflohen wäre.

Sommerville bestellte Wein und lud auch Franz und Ethel ein, mitzukommen. Die Gläser klirrten zusammen, wobei Franz aus seinem ein wenig Wein verschüttete.

Ethel sah ihren Bräutigam vorwurfsvoll an, ein Blick, der sein Unbehagen nur noch erhöhte. Der feste Ralph fühlte sich dadurch doppelt ange-regt, den galanten Ritter zu spielen und seine beiden Freunde sprachen leise miteinander, während Franz schweigend der angeregten Konversation Ethels und Ralphs folgte. Ethel schien die Aufregung Franz' nicht zu bemerken oder dies nicht zu wollen, denn sie plauderte mit Ralph in ihrer Muttersprache so lebhaft, daß sie förmlich alles andere vergaß.

Die Musik intonierte gerade einen schönen Operettenwalzer und das Gespräch Ethels laut zu einem Klittern herab. Franz wurde abwechselnd rot und blaß und seine Aufregung stieg von Minute zu Minute.

„Was hast du, Franz?“ wandte sich Ethel zu ihm.

„Mir ist nicht ganz wohl,“ erwiderte er, „der Wein, die Musik. . . Wollen wir nicht lieber gehen?“

Ethel machte eine schmolgende Miene, doch wollte sie Franz nicht noch mehr alterieren, als er schon zu sein schien.

„Wenn du gehen willst, recht gerne,“ erwiderte sie, aber der Blick, der ihre Worte begleitete, strafte dieses „gerne“ Lügen. Sie ergriffte Ralph mit wenigen Worten Franzens Wunsch.

„Das tut mir aber sehr leid,“ sagte dieser, noch immer mit dem unangenehmen Lächeln auf den Lippen, „wir haben uns so gut unterhalten, Miss Ethel und ich.“

Franz zuckte bedauernd die Achseln und rief den Zofenherren. Während er die Sache berichtete, wechselte Ralph einen ernst fragenden Blick mit Ethel, der Franz wie ein Bohrer . . .

„Kein Zweifel,“ bekannte der früher her, mehr gewesen, als ein Studierender, den mußte der Teufel auf die in ihre Gesellschaft treiben.

Ralph empfahl er sich von wechselte einige Worte mit Ethel, die Hand und sie ging dem Ausgang zu. In ihm tigger Jörn, über den er sich geben konnte, aber er fühlte, die Sonne seines jungen Ethel, die an seiner Seite ruhig, doch vermischt sie sich an ihn zu richten. Sie wußte ihrer Macht über Franz dieses unermessliche Zusammen aus nichts Arges war, wie sie schien.

Sie kamen vor den Bahnhof und er blieb stehen, er wollte.

„Nein, wir wollen lieber Ethel mit der stärksten schon woher?“

Franz lächelte bitter. „O ja, sei ich von dort mit dem Finger auf das Reben verweisen.“

„Dieser scheint mir“, er vollendete gar eiferlich, daß ist ein mal meine Bücherpatete Bonbons gegeben und hie u küßt hat.“

Franz schüttelte den Kopf. „Ich sage ja nichts über hat eine Art zu lächeln, die liches und dann.“

Er stockte, während Ethel Blicke die Fortsetzung forderte. . . Du hast mit ihm legerlich gesprochen gerade, dagewesen wäre!“

„Tone, aber zugleich mit um Blicke.“

Ethel lachte auf. „Dachte ich mir's doch, da nehmen würdest! Aber denke du nach drei Jahren einen würdest.“

„Ich würde ihm,“ Guten Adieu, wenn du dabei bist.“

„Du guter, lieber Kerl,“ auf und fakte ihn liebfönd Franz, die gute, liebevoll getrüffelt und veröhnt. Er lä sie schritten den Weg dahin, sein Herz zog wieder Sonne ein und als sie in Rudorf fast ganz den Zwischenfall vermunter und unfähig alles hörte aufmerksam zu. Ich ihren treuen Augen und dachte an anderen, der oben abließen d

gedachte, der er vor Jahren in London Liebe geliebt, die damals wohl unerwidert geblieben. Heute aber schien Ralph einen ganz anderen Eindruck auf Ethel gemacht zu haben, das hatte er mit seinem scharfen Blick gemerkt und der „Bräutigam“ Franz schien ihm nicht der Mann, der ihm etwa im Mann stehen könnte. Die Gedanken, die jener hegte, schienen auch in Ethels Kopf herumzufliegen, denn so gepannt sie Franz' lustigem Geplauder zu lauschen schien — ihre Gedanken weiften noch oben bei Ralph. . .

Vor neun Uhr abends waren sie zu Hause, nachdem sie in einem Gartenrestaurant gekostet hatten. Franz drückte ihr innig die Hand zum Abschied, doch sie nahm ihn um den Hals und drückte ihm einen flammenden Kuß auf den Mund. Dann eilte sie in ihr Zimmer, während Franz besesselt zur Ruhe ging. Als er einschlief, brante noch Ethels Kuß auf seinen Lippen und im Traume umfing er seine geliebte Braut.

Ethel holte aus ihrem Kasten ein Tagebuch, das sie aufschlug und sie begann zu lesen: „London, im Juni 1903.“ Nach einer Weile klappte sie lächelnd das Buch zu und begab sich zur Ruhe. Auch sie träumte. . .

Drittes Kapitel. Im Anglo-American-Club.

Das große, weltbeherrschende Volk der Briten verbandt keine außerordentliche Stellung in allen Erdteilen der nationalen Eigenart, überall, wo einige Engländer weilen, sich recht eng und freundschaftlich zusammenzuschließen. Der einzelne würde in der Fremde, besonders im Menschenmeer der Weltstädte, einfach verschwinden, während die geschlossene Schar von Landsleuten sich erfolgreicher bemerkbar machen und ihre nationalen Gewohnheiten besser pflegen kann. Auf diese Weise wurde das Leben der Engländer in den Kolonien aus solchen gesellschaftlichen Mittelpunkten heraus entwickelt und in jeder fremden Großstadt besitzen die Engländer und Amerikaner ihre Klubs, die ein Stück Heimat auf fremdem Boden repräsentieren.

In Wien leben zahlreiche Engländer und Amerikaner, die hier teils ihren Studien obliegen, teils in geschäftlichen und industriellen Stellung tätig sind und viele von diesen finden sich im Anglo-American Club, der in einem vornehmen Stadtteil sein prächtig ausgestattetes Heim hat. Die Klubaktivitäten bilden mitten im deutschen Wien förmlich eine englische Sprachinsel, denn alle Mitglieder die Funktionäre, die Dienerschaft, die aufsteigenden Zeitungen — kurz alles ist englisch und nur hie und da, wenn ein eingeführter Gast die Räume betritt, hört man ein deutsches oder französisches Wort. Dielem Klub als Mitglied oder wenigstens als effizienter Gast anzu-gelien, ist fast die Pflicht eines jeden in Wien lebenden oder hier durchreisenden Engländer, der hier sein „home“ findet, wie etwa in London oder New York.

Die Wiener englische Kolonie ist groß genug, um ihr Heim täglich mit zahlreichen Gästen zu füllen und dieses wird dort geplaudert, gespielt oder gelesen. Die Landsleute lernen einander kennen oder frischen Bekanntschaften aus der Heimat wieder auf und so findet sich denn auf dem geliebten heimatischen Boden alles zusammen, was dem Szepter Großbritanniens oder der Union anhängt.

Auch Ralph Sommerville war ein täglicher Besucher des Klubs, in dem der reiche junge Student ziemlichem Ansehen genoß. In allen Sportzweigen erfahren und eifrig tätig, reich und für seine Landsleute herabhaft freigebig, bildete er so ziemlich den Mittelpunkt des Klub-lebens und er stand bei seinen Freunden und Bekannten in hohem Ansehen.

Die Wiener englische Kolonie ist groß genug, um ihr Heim täglich mit zahlreichen Gästen zu füllen und dieses wird dort geplaudert, gespielt oder gelesen. Die Landsleute lernen einander kennen oder frischen Bekanntschaften aus der Heimat wieder auf und so findet sich denn auf dem geliebten heimatischen Boden alles zusammen, was dem Szepter Großbritanniens oder der Union anhängt.

Auch Ralph Sommerville war ein täglicher Besucher des Klubs, in dem der reiche junge Student ziemlichem Ansehen genoß. In allen Sportzweigen erfahren und eifrig tätig, reich und für seine Landsleute herabhaft freigebig, bildete er so ziemlich den Mittelpunkt des Klub-lebens und er stand bei seinen Freunden und Bekannten in hohem Ansehen.

Die Wiener englische Kolonie ist groß genug, um ihr Heim täglich mit zahlreichen Gästen zu füllen und dieses wird dort geplaudert, gespielt oder gelesen. Die Landsleute lernen einander kennen oder frischen Bekanntschaften aus der Heimat wieder auf und so findet sich denn auf dem geliebten heimatischen Boden alles zusammen, was dem Szepter Großbritanniens oder der Union anhängt.

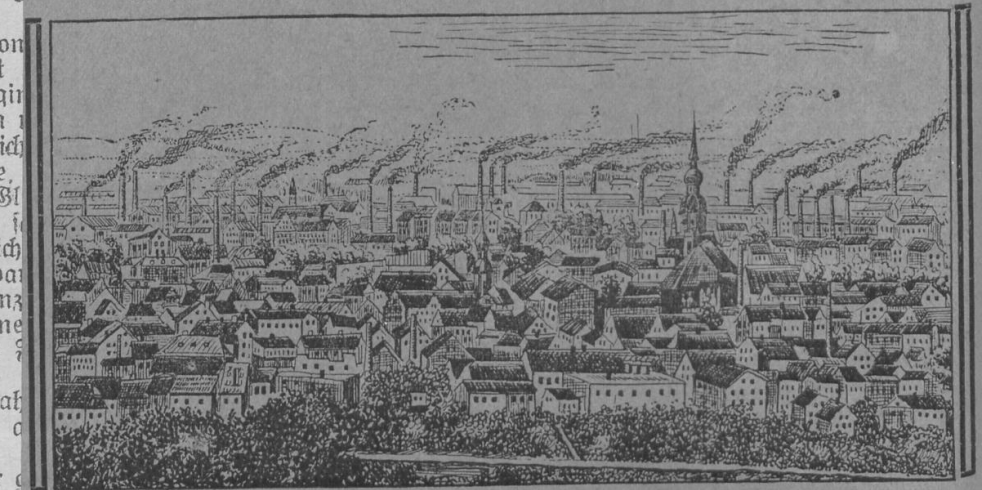
Auch Ralph Sommerville war ein täglicher Besucher des Klubs, in dem der reiche junge Student ziemlichem Ansehen genoß. In allen Sportzweigen erfahren und eifrig tätig, reich und für seine Landsleute herabhaft freigebig, bildete er so ziemlich den Mittelpunkt des Klub-lebens und er stand bei seinen Freunden und Bekannten in hohem Ansehen.

Die Wiener englische Kolonie ist groß genug, um ihr Heim täglich mit zahlreichen Gästen zu füllen und dieses wird dort geplaudert, gespielt oder gelesen. Die Landsleute lernen einander kennen oder frischen Bekanntschaften aus der Heimat wieder auf und so findet sich denn auf dem geliebten heimatischen Boden alles zusammen, was dem Szepter Großbritanniens oder der Union anhängt.

Auch Ralph Sommerville war ein täglicher Besucher des Klubs, in dem der reiche junge Student ziemlichem Ansehen genoß. In allen Sportzweigen erfahren und eifrig tätig, reich und für seine Landsleute herabhaft freigebig, bildete er so ziemlich den Mittelpunkt des Klub-lebens und er stand bei seinen Freunden und Bekannten in hohem Ansehen.

Julius Richter, Spremberg (N.-L.)

Ansicht der weltberühmten Tuchfabrikstadt Spremberg (Nieder-Lausitz)



eine der ältesten und bedeutendsten Tuch-Firmen liefert jedes Mass von

Herren-Anzug- und Paletot- sowie Damen-Kleiderstoffen

:: direkt an Private ohne Zwischenhandel ::

Ich bitte meiner Offerte die **gebührende Aufmerksamkeits** zu schenken und mit anhängender Postkarte meine Muster zu verlangen; Sie werden nach Prüfung derselben mit der Ueberzeugung kommen, **nur bei mir** zu kaufen, und wird jeder, auch der kleinste Auftrag auf das **Gewissenhafteste** ausgeführt.

Jede Enttäuschung ist vollständig ausgeschlossen

über gute, reelle Bedienung gehen täglich ein und lege jeder Mustersonderung eine Anzahl bei.

Anerkennungen Sie werden überrascht sein, welche Vorteile Ihnen geboten werden, und haben durchaus kein Risiko, da ich für streng reelle Bedienung garantiere, jeden nicht mustergetreuen Stoffstandslos zurücknehme.

Wer einmal meine Stoffe gefragen hat, kauft immer wieder.

Hier abtrennen!

So schreibt meine Kundschaft:

Senden Sie mir wieder Ihre Muster, denn ich bin nirgends so gut bedient worden als bei Ihnen. Bruno Andersen.

Die vor 6 Jahren bezogenen 2 Anzüge halten noch bis heute und bestelle hiermit wieder Stoff. Wilh. Seremoli.

Ihre Stoffsendung erhalten und bin sehr zufrieden. Sehr überrascht war ich auch über die Zusaten, sie übertrafen vollständig meine Erwartungen. Ich kann nur allen empfehlen, sich von Ihnen Stoffe schicken.

Postkarte

Herrn

Julius Richter

Spremborg (N.-L.)

London
Note den
wie das
Wadjaro
zusammen
die Konf
fthr unter
worden i
reichung
haben a
Note und
ein Zwi
die Bousi